

Vom Geiste des Urchristentums

Robert Spörri

Dem Andenken meiner Eltern

Heinrich Robert Spörri (1864-1927)
und
Luise Rosa, geb. Stutz (1867-1941)

Einbandzeichnung von Fred Stolle, Zollikon-Zürich
nach einer eucharistischen Katakombenmalerei in S. Collisto, Rom
Alle Rechte vorbehalten
Copyright by Rudolf Leering, Verlag, Basel (Switzerland)
Druck von Friedrich Reinhardt AG., Basel

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	4
Dionysius Areopagita – der Lehrer der 9 Engelstufen in der Schule von Athen	5
Ignatius von Antiochia - Bedeutung und Handhabung der urchristlichen Sakramente	17
Klemens von Alexandrien - Die Vermählung der Urweisheit mit dem Christentum	29
Origenes I - Sein Leben im Dienste der göttlichen Weisheit.....	40
Origenes II - Der größte Denker des Urchristentums	52
Martyrerbewusstsein und Märtyrerschicksale	65
Die geistige Selbstbehauptung des Urchristentums gegenüber dem Staate - Justinus Martyr, der Apologet im Philosophenmantel	78
Die Eucharistie - Ihre Geschichte und Bedeutung	90
Literaturverzeichnis.....	101

Vorwort

Ein Buch über das Urchristentum herauszugeben, erfordert heute keine ausführliche Begründung. Urchristliche Lebensprobleme, urchristliche Lebensschicksale sind wieder unmittelbare Gegenwart. Weithin befindet sich heute das Christentum einer ähnlichen Weltlage gegenübergestellt, wie die Christen der ersten drei Jahrhunderte sie vor sich sahen. Aber kennen wir jene erste große Zeit unserer Religion schon zur Genüge? Das Urchristentum ist wie ein stiller, tiefer Bergsee, abseits von der Heerstraße, in dem sich der Himmel und die hochragenden Berge spiegeln: Dem urchristlichen Bewusstsein ist die geistig-göttliche Welt noch weitgehend ein offenbares Geheimnis, in seinen Gebeten, Hymnen und Schriften erklingen die Tiefen der menschlichen Seele in seltener Wahrheit und Größe. Sein Wille aber türmt sich den feindlichen Mächten entgegen wie ein hochragender Alpengipfel.

Durch die Beschäftigung mit der Geisteswissenschaft Rudolf Steiners ist dem Verfasser schon während seiner Basler und Berliner Studienzeit bewusst geworden, dass dieser stille Bergsee noch Schätze birgt, noch Schönheiten enthält, die bisher wenig beachtet worden sind. Auf zahlreichen Kunstfahrten nach Italien durfte er dann die unliterarischen Quellen dieser ersten Jahrhunderte christlicher Geschichte auf sich wirken lassen, die Überreste außerchristlicher Mysterienstätten in Pompeji, Ostia, Rom; die Malereien und Plastiken der Katakomben in Rom, Neapel und Syrakus, die Nachklänge urchristlicher Lebens- und Geistesschau auf den Mosaiken von Ravenna, Rom, Venedig und in Sizilien. Diese unliterarischen Dokumente sind für das Verständnis des Urchristentums ebenso wichtig wie die Schriftwerke. In dem Werke von Lic. Emil Bock und Lic. Robert Goebel: «Die Katakomben», haben sie eine neue Würdigung erfahren, die diese Betrachtungen in mancher Hinsicht ergänzen.

Dies Buch möchte so nah als möglich an die literarischen Quellen des Urchristentums heranführen. Es ist hervorgegangen aus Vorträgen, in denen versucht wurde, die urchristlichen Dokumente selber sprechen zu lassen. Es möge deshalb empfunden werden als ein kleines «Lesebuch» über die griechischen Schriftsteller der urchristlichen Jahrhunderte. Wenn die Gunst des Schicksals dies ermöglichen wird, sollen später in ähnlicher Weise die westlichen Denker und die häretischen Nebenströmungen der urchristlichen Zeit dargestellt werden. Um auch dem voraussetzungslosen Leser die Lektüre nicht allzu sehr zu erschweren, sind die notwendigen Quellenangaben und Anmerkungen im Anhang beigefügt.

Zürich 7, im August 1941.

Robert Spörri

Dionysius Areopagita – der Lehrer der 9 Engelstufen in der Schule von Athen

Urchristliche Esoterik¹

Wir sind uns voll bewusst, dass jeder zünftige Theologe sowohl der protestantischen als auch der katholischen Konfession, wenn er die Überschrift dieser Betrachtung liest, versucht ist, sie mit einem mitleidigen Lächeln beiseite zu legen. Er wird nicht verstehen können, dass jemand über urchristliche Esoterik schreiben kann, ohne zu wissen, dass die Schriften des sogenannten Dionysius Areopagita schon längst ganz allgemein als Pseudonym, das heißt, als Fälschungen des 5. oder 6. Jahrhunderts erkannt worden sind. In dieser Ansicht sind heute die führenden protestantischen und katholischen Gelehrten völlig einig. Warum haben wir trotzdem diesen Titel gewählt? Worum handelt es sich denn überhaupt in diesem Streite?

Wir alle kennen aus dem 17. Kapitel der Apostelgeschichte die Schilderung der Wirksamkeit des Apostels Paulus in Athen. Paulus hat Thessalonich und Beröa infolge übler Intrigen der ihm feindlichen Juden fluchtartig verlassen müssen und setzt nun seinen Fuß auf den Boden des weltberühmten Athen, des geistigen Zentrums der griechischen Welt. «Da aber Paulus zu Athen auf seine noch in Beröa und Thessalonich zurückgebliebenen Gefährten wartete, ergrimmte sein Geist in ihm, da er sah die Stadt sogar abgöttisch» (κατείδωλοσ, kateidolos = voller Idole). Paulus macht dann aber in Athen eine interessante Entdeckung: er findet in dem Gewirr der vielen Tempel und Kultstätten einen Altar, der die Aufschrift trägt: Dem unbekanntem Gotte. Und als es ihm dann gelingt, auf dem Areopag, dem Gerichtsplatz auf einem Hügel westlich der Akropolis, einen Teil der athenischen Geistesaristokratie um sich zu versammeln, da hält er seine berühmte Areopagrede, in der er den geistigen Leuchten Athens erzählt von dem «unbekanntem Gotte», der in Jesus Christus sich der irdischen Welt geoffenbart hat, der für uns gestorben und auferstanden ist. «Da sie hörten die Auferstehung von den Toten, da hatten etliche ihren Spott, etliche aber sprachen: wir wollen dich davon weiter hören. Also ging Paulus von ihnen. Etliche Männer aber hingen ihm an und wurden gläubig, unter welchen war Dionysius, einer aus dem Rat» (wie Luther übersetzt). — Im Griechischen heißt es: en hois kai Dionysios ho Areopageites (Dionysios der Areopagite) «und ein Weib mit Namen Damaris und andere mit ihnen».²

Von diesem Dionysius nun, der durch des Paulus flammende Areopagrede mit dem Apostel bekannt wurde, der durch ihn Christ wurde, behauptete die ganze mittelalterliche Kirche vier

¹ Wer sich interessiert für die Forschungen, die die hier behandelten Fragen nach der Existenz der neun himmlischen Hierarchien für das heutige Zeitbewusstsein beantworten und weiterführen, sei verwiesen auf die Werke von Rudolf Steiner. Der Abdruck der Zitate aus seinen Vorträgen geschieht mit gütiger Erlaubnis von Frau Maria Steiner. Die Zitate aus den Werken von Dionysius Areopagita sind wiedergegeben in der Übersetzung von Joseph Stiglmayr: «Bibliothek der Kirchenväter», Verlag Kösel, Kempten. Friedrich Rittelmeyer hat im 6. Jahrgang der «Christengemeinschaft», Heft 2, das Problem der Hierarchien vom kritischen Zeitbewusstsein aus besprochen in dem Aufsatz: «Gott und die Engel». Und in dem Kapitel «Der Himmel» in seinem Buche: «Das heilige Jahr» hat Rittelmeyer einen literarischen Niederschlag seiner eigenen Engelerlebnisse uns geschenkt.

² Vgl. das im Verlag von Rudolf Geering, Basel, erschienene Buch von Karl Garms: «Paulus, der Christuseingeweihte».

Schriften zu besitzen und zehn Briefe. Die Namen dieser 4 Schriften sind: Perles Uranias (Über die himmlische Hierarchie), Perles Ekklesiastikes Hierarchias (Über die kirchliche Hierarchie), Perles Theon Onomasticon (Über göttliche Namen) und Perles Mystikes Theologias (Über mystische Theologie). Wer ist der Verfasser dieser Schriften und was weiß man von ihm? Nach der Kirchengeschichte des Eusebius war Dionysius der Areopagite der erste Bischof von Athen, und er soll dort als Märtyrer gestorben sein. Mit diesem Nimbus bekleidet: von dem Paulusschüler und ersten Märtyrer-Bischof von Athen zu stammen, wandern die dionysischen Schriften dann durch das Frühmittelalter hindurch. Auf italienischem Boden war es vor allem der Papst Gregor der Große, der sie hochschätzte. Im Jahre 827 sandte Kaiser Michael I. von Konstantinopel dem fränkischen König Ludwig dem Frommen ein griechisches Exemplar der dionysischen Schriften zum Geschenk. Auf Karls des Kahlen Befehl übersetzt dann Don Scotus Erigena, der hochgebildete irische Gelehrte am fränkischen Hofe, die dionysischen Schriften aus jener griechischen Handschrift ins Lateinische, und in dieser lateinischen Fassung wandern die Schriften des «Doctor hierarchicus» durch das Hochmittelalter hindurch. Die großen Denker des Dominikanerordens: Albertus Magnus, Thomas von Aquino, aber auch Bonaventura, der große Franziskaner, schreiben Kommentare zu diesen im höchsten Ansehen stehenden Schriften. Dante widmet in seiner Divina Commedia den 28. Gesang des Paradieses der Schilderung der neun himmlischen Hierarchien, die ganz im Sinne und in der Ordnung des Dionysius die Urgottheit umgeben, und er schließt dann den Gesang mit einem Hinweis darauf, dass Gregor der Große gegenüber Dionysius eine kleine Umstellung in seinem Engelssysteme vorgenommen hatte. Dante schließt sich in der Divina Commedia jedoch ganz an Dionysius an:

«Und Dionysius sich betrachtend wandte,
auf diese Ordnungen mit solcher Sehnsucht,
dass er sie unterschied wie ich und nannte.»

Gregor aber erkennt, als er das Paradies betritt, seinen Irrtum und muss nun selber über sich lächeln:

«Doch anders dann Gregor als jener dachte,
was ihn, sobald er aufgetan das Auge, im Himmel hier,
sich selbst belächeln machte.» (Parad. 28/130 ff.)

So hoch denkt also noch ein Dante über die Werke des Dionysius.

Aber dann kommt die Zeit des Humanismus, die mit ihrem Schlachtruf: «Zurück zu den Quellen» zugleich auch den kritischen historischen Sinn auszubilden beginnt. Und da rüttelt zuerst Laurentius Valla an dieser Überzeugung des ganzen Mittelalters von der Echtheit der Dionysiaca. Und ihm folgen Erasmus, Luther, und auch im katholischen Lager mehren sich die Stimmen, die die «Echtheit» der Dionysiaca bekämpfen. Der Kampf geht jahrhundertlang hin und her. Im Jahre 1895 erschienen dann fast gleichzeitig von dem katholischen Gelehrten Hugo Koch und dem Jesuiten Joseph Stiglmayr Untersuchungen, die nachwiesen, dass der Verfasser der Dionysischen Schriften weitgehend in Stil und Inhalt beeinflusst gewesen sei von dem letzten heidnischen Neuplatoniker: Proklus. Dieser letzte außerchristliche griechische Philosoph aber lebte von 410 bis 485 nach Chr.! Also können die

Dionysischen Schriften erst um das Jahr 500 n. Chr. entstanden sein. Und diese Beweise von Koch und Stiglmayr fanden eine starke Stütze in der Tatsache, dass wirklich in den fünf ersten christlichen Jahrhunderten die Dionysischen Schriften von den christlichen Schriftstellern nirgends erwähnt werden. Ja als sie im Jahre 533 beim Religionsgespräch in Konstantinopel von den Wortführern der monophysitischen Partei zum ersten Mal ins Feld geführt wurden, da lehnte sie der «gutbelesene» Bischof Hypatius von Ephesus, der Wortführer der streng orthodoxen Kirchenpartei, schroff ab mit der Begründung:

«Wenn diese Schriften schon so lange vorhanden wären und von einem so berühmten Verfasser stammten, so hätten die großen Vorkämpfer der Orthodoxie: ein Athanasius und ein Cyrill von Alexandrien, unbedingt in den theologischen Streitigkeiten sich ihrer bedient, weil sie ihnen vorzügliche Dienste gegen die Häretiker geleistet hätten.»

Tatsächlich ist der erste, der Dionysius zitiert in seinen Schriften, der monophysitische Patriarch von Antiochia in Syrien: Severus um 512 n. Chr. herum. Die großen protestantischen Forscher Harnack u.a. folgten diesen Beweisen von Koch und Stiglmayr, und heute gilt ganz allgemein in den Gelehrtenkreisen die Auffassung: Die vier Dionysischen Schriften und die zehn Briefe stammen zwar alle von demselben Verfasser, denn sie sind im Stil und im Gedankengut völlig einheitlich. Dieser unbekannt Verfasser jedoch schrieb seine Werke um 490 bis 510 n. Chr. und suchte ihnen raschen Eingang und großes Gewicht zu geben, indem er ihnen die Fiktion mitgab, als stammten sie von dem großen Paulusschüler Dionysius Areopagita. Diese Täuschung ist ihm trotz anfänglicher Bedenken der Orthodoxen glänzend gelungen bis in die Zeit des Humanismus. «Heute aber sind die Akten über diese, die Jahrhunderte erfüllende Streitfrage, geschlossen», so urteilt der protestantische Gelehrte Gelzer. Mit diesem Resultate der heutigen theologischen Wissenschaft hat sich die Welt abgefunden; wenn auch da und dort der bittere Nachgeschmack zurückblieb, dass das ganze gelehrte Mittelalter mit Einschluß Dantes da einer üblen Täuschung verfallen war.

Doch nein, nicht ganz hat die heutige Welt sich mit diesem Resultate abgefunden. Rudolf Steiner hat schon vom Jahre 1902 an auf Grund seiner okkulten Forschungen über die Ursprünge des Christentums eine ganz neue und meiner Überzeugung nach geniale Lösung dieses Problems vorgetragen. Ich will sie Ihnen nach Möglichkeit in seinem Wortlaute vortragen, weil wir hier eines der leuchtendsten. Beispiele vor uns haben, wie die okkulte Forschung tatsächlich Licht zu verbreiten vermag über Probleme, die jahrhundertlang die profane Wissenschaft beschäftigt haben, und denen sie heute einfach aus dem Wege geht, indem sie ihnen den Stempel «Fälschungen» aufdrückt.

Nebenbei gesagt: diese Methode hat ja auch vor dem Neuen Testament nicht haltgemacht. Nicht nur die Offenbarung des Johannes, sondern auch das ganze Johannesevangelium gelten heute weiten Kreisen der Theologenschar als «Pseudo-johanneische Schriften»; die Weihnachtsgeschichten des Matthäus- und des Lukas-Evangeliums haben selbstverständlich nur «pseudohistorischen» Wert, von den Osterberichten aller Evangelien gar nicht zu reden... Also, es lohnt sich schon aus sehr grundsätzlichen Erwägungen heraus, die Tätigkeit dieses billigen «Pseudo-Stempels» der heutigen Theologie etwas unter die Lupe zu nehmen. Und da ist das Beispiel des „Pseudo-Dionysius Areopagita“ geradezu ein Schulbeispiel erster

Ordnung. Hören Sie also, wie Rudolf Steiner aus seinen okkulten Forschungen heraus dieses Problem löst, ohne den gesicherten historischen Tatsachen aus dem Wege zu gehen:

Im Juni 1907 sprach er in München über «Das Wesen der Einweihung»; da spricht er über den rosenkreuzerischen Weg der Einweihung und fährt dann fort:

«Dieser Weg hat sich zum Teil schon lange vor dem Christentum vorbereitet. Er nahm eine besondere Gestalt an durch jenen großen Eingeweihten, der in der esoterischen Schule des Paulus zu Athen als Dionysius der Areopagite jene Schulung begründete, aus der alle spätere esoterische Weisheit und Schulung hervorgegangen ist.» (Cykl. 11/104.)

Und im 2. Vortrag der ersten Vortragsreihe, die Rudolf Steiner 1908 in Hamburg über das Johannes-Evangelium gehalten hat, sagt er in Bezug auf seine eigene Lehre:

« ... wir sind in der Lage, jetzt das zu wiederholen und besser zu verstehen, was in der christlicher Esoterik von Anfang an gelehrt worden ist. Diese christliche Esoterik wurde ja immer gepflegt neben der äußeren christlichen esoterischen Lehre. Es ist von mir schon öfter darauf hingewiesen worden dass der große Apostel des Christentums, Paulus, seine gewaltige, flammende Rednergabe dazu benützt hat, den Völkern das Christentum zu lehren, dass er aber auch gleichzeitig eine esoterische Schule begründet hat, deren Vorsteher Dionysios Areopagita war, der in der Apostelgeschichte erwähnt wird. In dieser christlich-esoterischen Schule zu Athen, die unmittelbar von Paulus selbst begründet war, wurde die reinste Geisteswissenschaft gelehrt ...»

Wir müssen hier überspringen, was Rudolf Steiner in seinem ersten großen Vortragszyklus über die Geistigen Hierarchien, den er 1909 in Düsseldorf gehalten hat, über die wesentlichen Inhalte dieser christlichen Mysterienschule in Athen ausgeführt hat, und wenden uns dafür zwei Vorträgen zu, die gegen den Schluss seiner Wirksamkeit im Jahre 1921 in Dornach gehalten worden sind, über Dionysios den Areopagiten und Johannes Scotus Erigena (siehe "Goetheanum" 1930/12-14). Da sagt er:

«Dieser Dionysios der Areopagite wird ja von einigen für einen unmittelbaren Schüler des Paulus gehalten — (das ist, wie Sie gehört haben, auch seine eigene Überzeugung!) —. Die Schriften tauchen aber erst im 6. Jahrh. auf, und manche sprechen daher von pseudodionysischen Schriften, die im 6. Jahrhundert von irgend jemandem abgefasst worden und dann dem Paulus-Schüler zugeschrieben worden waren. «

Sie sehen: Rudolf Steiner schildert genau den Tatbestand der heutigen wissenschaftlichen Forschung! Er fährt dann aber fort:

«Wer so spricht, kennt nicht die ganze Art und Weise, wie sich geistige Erkenntnisse in diesen älteren Jahrhunderten fortgepflanzt haben. Solch eine Schule, wie diejenige war, in der Paulus selbst in Athen gelehrt hatte, besaß Erkenntnisse, welche zunächst nur mündlich gelehrt wurden, welche sich dann von Generation zu Generation fortgepflanzt haben, und welche erst viel später aufgeschrieben worden sind. Das, was da später aufgeschrieben worden ist, braucht deshalb durchaus nicht unecht zu sein, sondern kann mit einer gewissen Identität dasjenige wiedergeben, was Jahrhunderte alt ist...

Sehen Sie, da haben Sie einen ganz neuen, sehr wesentlichen Gesichtspunkt, der bei aller wirklichen Esoterik in Betracht gezogen werden muss: die Tatsache mündlicher Tradition in geschlossenem Kreise. Wir haben ja für diese Tatsache auch in der Bibel Beispiele: die Mosaischen Bücher zum Beispiel! Die sind ganz sicher in der Form, wie wir sie jetzt haben, nicht von Moses selbst oder einem seiner unmittelbaren Zeitgenossen geschrieben, denn es wird ja in ihnen zum Beispiel auch der Tod des Moses berichtet. Und doch tragen sie von diesem Gesichtspunkte wirklicher Esoterik aus durchaus mit Recht seinen Namen: weil eben die wichtigsten Bestandteile auf Moses zurückgehen, auch wenn sie zuerst vielleicht jahrhundertlang mündlich von Generation zu Generation überliefert worden sind, bevor sie dann endlich schriftlich fixiert wurden. Das Gedächtnis, das in alten Zeiten eben noch ein viel genaueres und zuverlässigeres war, als wir heute auch nur ahnen, hat dies durchaus möglich gemacht. Andererseits aber galt in diesen alten Zeiten auch schon das handschriftliche Fixieren von heiligen Texten und Lehren noch als Profanation, als Entweihung. Ein geschriebener Text ist ja auch in jedem Falle mehr in Gefahr, in unberufene Hände zu geraten, als ein Gedächtnisinhalt, der nur mündlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit einem Menschen anvertraut wurde, welcher weiß, was für eine Verantwortung er gegenüber dem empfangenen Geistesgute trägt.»

Über die Art der geistigen Schulung in diesen esoterischen Stätten sprach Rudolf Steiner in seinem Berliner Vortrag vom 19. März 1907 das Folgende:

«Wir müssen uns ... klarmachen, dass sich die Sitten wesentlich geändert haben in Bezug auf das Aufschreiben. Wenn heute ein Mensch kluge Gedanken hat, dann kann er es nicht schnell genug erwarten, dieselben in Druckerschwärze zu kleiden und sie hinausflattern zu lassen in die Welt. Anders war die frühere Sitte. Da wurden die tiefsten Gedanken streng gewahrt vor der Öffentlichkeit; sie wurden nicht einem jeden an den Kopf geworfen, man gab sie nur einem, den man kannte, nur jemandem, den man für würdig gefunden hatte, sie entgegenzunehmen. Wer Sinn für Wahrhaftigkeit hatte, nur der durfte die Wahrheiten empfangen; wer hingebungsvoll, in echtem Gefühl den Wahrheiten sein Herz öffnete, in den flossen sie ein. Dasjenige, was der Schüler sich aneignen musste, war Stille, ein tiefes Sehnen, eine hingebende Gesinnung gegenüber den höheren Wahrheiten. Das ist eine ganz andere Anschauung als die heutige; denn heute kann ein jeder die Wahrheiten empfangen, gleichgültig, mit welcher Gesinnung er ihnen entgegentritt. Doch in jener Zeit bestand die Anschauung, dass man nicht gleichgültig eine Wahrheit, zum Beispiel über den Sternenhimmel, empfangen könne. Man war sich klar, dass es sich handelte um diese Stimmungen, wenn man wirklich die Wahrheiten auf sich wirken lassen wollte — man nahm nur in echten, gehobenen Stimmungen selbst einfache Wahrheiten, wie die mathematischen, hin, und die Vorbereitung für den Schüler, ehe er zugelassen wurde zum Empfangen der Wahrheiten, bestand in dem Erzeugen dieser richtigen Gesinnung. So auch war es in der Schule des Paulus; aufs intimste wurden die Schüler vorbereitet, ehe sie die höchsten Wahrheiten entgegennehmen durften. Und diese Vorbereitung sowie die darauf folgende Schulung geschah von Mund zu Mund; der lebendige Geist setzte sich fort von Lehrer zu Schüler, durch lange Zeiträume hindurch, und die Träger der esoterischen Wahrheiten, die tiefsten Eingeweihten, trugen immer denselben Namen. Und so trug der

Aufschreibende im sechsten Jahrhundert auch in der dionysischen Schulung den Namen Dionysius. Das muss man wissen, um richtig urteilen zu können, wenn von einem Pseudo-Dionysius gesprochen wird.»

Nun macht uns aber Rudolf Steiner in einem Dornacher Vortrag, der im April 1921 gehalten wurde («Goetheanum», 1930, Nr. 8), noch weitere wichtige Mitteilungen. Da sagt er — nachdem er zuerst über die alte geistige Astronomie und den Mithrasdienst gesprochen hat:

«Namentlich in Athen war bis ins vierte Jahrhundert herein, ja noch länger, eine Weisheitsschule, welche sich bemühte, die alte ätherische Astronomie mit dem Christentum in Einklang zu bringen. Der letzte Rest dieses Hereinkommens des Menschen aus höheren Welten durch die Planetensphäre in die Erdensphäre glänzt noch durch in den Schriften des Origenes, selbst noch in den Schriften der griechischen Kirchenväter. Man kann überall sehen, wie es durchglänzt. Und es glänzte namentlich durch in den Schriften des wahren Dionysios. Dionysios der Areopagite hinterließ eine Lehre, die eine reine Synthesis war zwischen der ätherischen Astronomie und zwischen dem, was im Christentum lebte: dass sich die gewissermaßen in der Sonne astronomisch oder kosmisch lokalisierten Kräfte in dem Christus durch den Menschen Jesus von Nazareth in die Erdensphäre hineinbegeben haben, und dass damit eine gewisse Beziehung, die vorher nicht vorhanden war, zur Erde entstanden ist in Bezug auf alle höheren Hierarchien, die Hierarchien der Engel, die Hierarchien der Weistümer, die Hierarchien der Throne, die Hierarchien der Seraphime usw. Eine Durchdringung dieser Hierarchienlehre mit ätherischer Astronomie war es, was beim ursprünglichen Dionysios, dem Areopagiten, vorhanden war.

Im sechsten Jahrhundert hat man dann versucht, die Spuren zu verwischen auch der älteren Lehren des Dionysios, des Areopagiten, und man hat sie so umgestaltet, dass man darinnen eigentlich nur noch eine abstrakte Geisteslehre hatte. So wie heute der Dionysios, der Areopagite, vorliegt, ist er ja eine Geistlehre, die nicht viel mehr mit ätherischer Astronomie zu tun hat. Und so nennt man ihn dann den Pseudo-Dionysios. Auf diese Weise hat man der Weisheitslehre einen Untergang bereitet, auf der einen Seite dadurch, dass man den Dionysios verballhornt hat, und auf der andern Seite dadurch, dass man jene noch in Athen ganz lebendige Lehre, welche die ätherische Astronomie mit dem Christentum vereinigen wollte, ausgerottet hat ...»

Rudolf Steiner weist in diesem Zusammenhang dann darauf hin, wie Kaiser Justinian die athenische Philosophenschule schließen ließ, so dass die letzten Lehrer dieser Schule nach Persien auswandern mussten. Und Justinian hat überdies Origenes, den spirituellsten Lehrer der alexandrinischen Schule, als Ketzer erklären lassen.

Soweit diese über sein ganzes Lebenswerk zerstreuten Angaben Rudolf Steiners über Dionysios. Wenn wir sie zu einem Ganzen zusammenhalten, dann ergibt sich ein lückenloses Bild von diesem urchristlichen Geiste, seinen Taten und Leiden: Dionysios, der Schüler des Paulus und Begründer einer streng esoterischen christlichen Weisheitsschule in Athen, überliefert das, was er von seinem Lehrer Paulus empfangen hat und was er selber als Eingeweihter hinzufügen konnte, seinen Schülern. Die pflanzen es jahrhundertlang von Generation zu Generation mündlich fort. Nach dem Ende des Urchristentums, im 4. und 5. Jahrhundert, als die Gedächtniskräfte auch in diesen esoterischen Schulen schon begannen

brüchig zu werden, mag dann manches echte Geistesgut des Dionysios zunächst in diesen geschlossenen Kreisen schriftlich fixiert worden sein. Im 6. Jahrhundert aber brechen die Exoteriker der erstarrten orthodoxen Kirche ein in diesen geweihten Garten des esoterischen Gutes und gestalten es so um, dass es «kirchlich brauchbar» wird. Und so tritt es dann seinen Weg an in die kommenden Jahrhunderte hinein.

Dies ist die Lösung, die Rudolf Steiner aus seinen hellstichtigen Forschungen heraus diesem «jahrhundertealten Probleme» gegeben hat. Auch wer sie zunächst nur als «Arbeitshypothese» zur Kenntnis nehmen will, wird zugeben müssen, dass sie allen sicheren historischen Tatsachen voll gerecht wird. Sie erklärt uns, warum der Bischof Hypatius von Ephesus und andere orthodoxe Kirchenmänner auf dem Konstantinopolitanischen Konzil von 533 zunächst so erstaunt waren, als da plötzlich ihre Gegner dionysische Schriften ins Feld führten, von deren Existenz ihnen nichts bekannt war. Sie erklärt andererseits, warum andere Führer jener Zeit, die noch mehr dem Spirituellen zuneigten: Gregor der Große, Maximus Konfessor u. a., ebenso begeistert für diese Schriften eintraten und warum sie dann trotz ihres späten Erscheinens ganz rasch allgemein zu allerhöchstem Ansehen gelangten. Auch dass Koch und Stiglmayr in Wortschatz und Anschauungsgut des heute vorliegenden Dionysius viel Verwandtes zu dem Neuplatoniker Proklus herausgefunden haben, wird uns jetzt nicht mehr rätselhaft erscheinen. Denn in jenen esoterischen Kreisen, in denen bis zum Jahre 500 n. Chr. das Geistesgut des Dionysius überliefert und langsam schriftlich fixiert wurde, herrschten sicher die freundschaftlichsten Beziehungen zu den neuplatonischen Kreisen, ähnlich der Haltung, die schon Clemens Alexandrinus und Origenes der griechischen Wissenschaft und Philosophie gegenüber eingenommen haben. Das war nicht der Geist der rechthaberischen Ausschließlichkeit der Orthodoxen, sondern der verständnisvollen Anerkennung alles dessen, was das göttliche Weisheitslicht auch außerhalb der Kirchenmauern an Wahrem und Gutem entstehen ließ.

Alle diese merkwürdigen geschichtlichen Tatsachen finden so eine wirkliche Erklärung. Uns aber obliegt nun noch die Aufgabe, zu zeigen, inwiefern Rudolf Steiner auch Recht hat mit seinen inhaltlichen Angaben über die wahren Lehren des Dionysius Areopagita. D. h. wir müssen versuchen zu zeigen, wieweit der wahre Eingeweihte Dionysius noch durchleuchtet durch seine im 6. Jahrhundert verballhornten Schriften, die jetzt unter seinem Namen in der Welt bekannt sind. Das wäre selbstverständlich, wenn sie in extenso geleistet werden müsste, eine Arbeit, die ein ganzes Buch füllen würde. Aber einige leuchtende Perlen, die die kirchlichen Überarbeiter des 6. Jahrhunderts nicht ausgetilgt haben, möchte ich Ihnen doch noch zur Kenntnis geben, denn für den Kenner des spirituellen Christentums, wie wir es vor allem dann bei Clemens Alexandrinus und Origenes noch am leuchtendsten finden werden, bietet die Lektüre der dionysischen Schriften auch in ihrer jetzigen Gestalt noch immer reiche Freuden und Genüsse.

Da ist vor allem unter den 10 Briefen, die den Namen des Dionysius tragen, der 7. zu nennen. Dieser 7. Brief ist gerichtet an den Bischof Polykarp, den Schüler des Evangelisten Johannes; er erhebt also, wie die heutigen Gelehrten sagen, ganz besonders die Fiktion, von dem wahren Dionysios zu stammen. Da gibt Dionysius zuerst den Rat, gegen die heidnischen Griechen nicht streitsüchtig vorzugehen, sondern einfach die Wahrheit hinzustellen, durch die dann der Irrtum in sich zusammenstürze. Dann aber erzählt Dionysius, wie er zusammen

mit seinem Freunde Apollophanes in Heliopolis noch als Heide die Sonnenfinsternis beobachtet habe, die beim Tode Christi eingetreten sei, und wie er aus seinem astronomischen Wissen heraus sogleich erkannt habe, dass diese Finsternis nicht eine «natürliche Ursache» gehabt habe. Merkwürdig sind an diesem Briefe schon die äußeren Namen: der Freund heißt Apollophanes: der erscheinende, sich offenbarende Apollo. In Heliopolis, der Sonnenstadt, hat Dionysios das seltsame Erlebnis gehabt. Er sagt deutlich: es war keine gewöhnliche Sonnenfinsternis (u gar en synödu kairos — Es war nämlich nicht der Zeitpunkt der Konjunktion, es war nicht Neumond). Und daraus schließt er, da die himmlische Ordnung und Bewegung niemals geändert werden können, es sei denn durch den Antrieb des Schöpfers, dass eben der Schöpfer selber dieses Zeichen bewirkt habe.

Hinter dieser Schilderung verbirgt sich ein wirkliches geistiges Erlebnis, das Dionysios als griechischer Eingeweihter hatte beim Tode Christi. Da hat er die Verfinsterung der Sonne miterlebt. Als er dann die Predigt des Paulus auf dem Areopag hörte, erkannte er, dass der am Kreuze Gestorbene der geistige Regent der Sonne sei, den er in seinen griechischen Mysterien gesucht hatte. Und er erkannte so, dass Christus auch die Erfüllung der griechischen Mysteriensehnsucht bringe: Christus ist der auf Erden offenbar gewordene Apollo. Christus ist der wahre «Apollophanes». (s.a. die Katakombenmalereien, die Christus als Helios, als Apollo, zeigen! - in E. Bock und R. Goebel: «Die Katakomben », Verlag Urachhaus, Stuttgart.)

Diese merkwürdige Briefstelle ist ein typisches Zeugnis der oft Wesentliches nur verhüllt andeutenden Sprache dieser Mysterienkreise. Stiglmayr dagegen sagt, dieser ganze Passus über das Erlebte beim Tode Christi sei eine Einschlebung des Fälschers im 6. Jahrhundert, um eben die Fiktion der Abfassung durch Dionysius Areopagita hervorzurufen. Aber damit wird ja das Rätsel nur zeitlich verschoben. Und es wird meines Erachtens nicht kleiner dadurch, dass es in eine Zeit versetzt wird, die von diesen wirklichen Mysteriengeheimnissen schon ungefähr nichts mehr wusste. Wäre dieser ganze Brief im 6. Jahrhundert erfunden worden, dann hätte der Fälscher bestimmt ganz andere Dinge als solche Mysterientatsachen zum Verhüllen seiner Fälschung angewendet.

Diese Mysterienatmosphäre, aus der diese Schriften alle ursprünglich herkommen, ist ihnen aber auch sonst noch deutlich anzumerken. So ermahnt Dionysius zum Beginn seiner Schrift über die kirchlichen Hierarchien = die kirchlichen Ämter und Grade — die, wie das ganze Urchristentum wusste, ein irdisches Abbild der himmlischen Hierarchien sein sollen — den Empfänger der Schrift, «seinen Mitpresbyter Timotheus», zur strengsten Schweigepflicht. Er sagt:

«Du hast mir die Zusicherung gegeben — es ist heilige Pflicht, dich daran zu erinnern —, dass du bei dem über alles erhabenen Charakter der heiligen Lehre über die Hierarchie keinem andern als den mit dir auf gleicher Stufe, nach Gottes Bilde gestalteten Trägern der heiligen Gewalten davon mitteilen wirst. Du wirst ferner sie bestimmen, gemäß dem Gesetze der Hierarchie, zu versprechen, dass sie nur mit reinen Händen das Reine berühren, nur den Göttlichen an den Sakramenten Gemeinschaft gewähren; nur die der Vollkommenheit Fähigen an der Vollendung, nur die Heiligen an dem Allerheiligsten werden teilnehmen lassen. Auf diese deine Zusage hin habe ich dir sowohl andere hierarchische Geheimnisse wie auch dieses göttliche Geschenk mitgeteilt.» (Kirchl. Hierarchien 1 § 5.)

Sie sehen: hier ist das Grundgesetz aller Esoterik voll beherzigt, das Gesetz, das Christus selber seinen Aposteln gegenüber in die Worte gefasst hat: «Ihr sollt die Perlen nicht vor die Säue werfen und das Heilige nicht den Hunden geben.»

Auch die ganze Sprache des Dionysius atmet im griechischen Texte noch stark Mysterienluft. Dionysios spricht von dem höchsten Gotte als der thearchia = der Urgottheit. Positive Aussagen über diese Urgottheit lassen sich eigentlich kaum machen, sie ist die erste Ursache und das letzte Ziel alles Seienden. Sie ist die «überpersönliche Über-Wesenheit», erhaben über jede Verneinung und jede Bejahung. Deshalb begründet Dionysius vor allem in seiner umfangreichsten Schrift «Über göttliche Namen» eine kataphatische = eine bejahende Theologie und eine apophatische = verneinende Theologie. Aber am Schlusse dieser Schrift, zu der Thomas v. Aquino einen Kommentar geschrieben hat, bekennt Dionysius:

«Aber keine Monas oder Trias oder Zahl oder Einheit oder Zeugungsmacht oder irgendetwas von dem, was ist, oder was irgendjemand von existierenden Dingen erkannt hat, enthüllt die über jeden Begriff und jeden Verstand hinausliegende Heimlichkeit der Übergottheit, die über alles überwesentlich hinaus entrückt ist. Es gibt keinen Namen und keinen Begriff von ihr, sie ist in das Unzugängliche erhoben. Nicht einmal den Namen Güte glauben wir ihr zutreffend beizulegen; nur aus Verlangen, über jene unaussprechliche Natur etwas zu erkennen oder zu sagen, weihen wir ihr in erster Linie den ehrwürdigsten aller Namen. Hierin dürften wir wohl auch mit den Verfassern der heiligen Schriften übereinstimmen, aber hinter der Wahrheit der tatsächlichen Verhältnisse werden wir weit zurückbleiben. Deshalb haben auch jene selbst dem Aufstieg durch die negativen Prädikate den Vorzug gegeben. Denn dieser zieht die Seele von der ihr gleichartigen Welt ab und bereitet ihr einen Weg durch alle jene göttlichen Erkenntnisse hindurch, welchen das über Name, Wesen und Erkenntnis erhabene Wesen entrückt ist, und verbindet zuletzt von allem die Seele mit dem Göttlichen, soweit unser verbunden werden mit ihm möglich ist.»(Über heilige Namen III, 3.)

Ich gestehe Ihnen, dass es mir gerade durch die Beschäftigung mit den Dionysischen Schriften aufgegangen ist, wie in unseren heiligen kultischen Texten in der Sprache unserer Zeit eine Lösung der Probleme gegeben ist, um die Dionysius so heiß gerungen hat. «Göttlicher Weltengrund», «Väterlicher Urgrund alles Seins» — in diesen Umprägungen der deutschen Sprache liegt das ausgedrückt, was Dionysios mit seiner Thearchia, seiner Allgottheit, gemeint hat.

Oder Dionysius braucht Worte wie helioteuktos = sonnenerzeugt; Teletarches = der Urheber der Weihen; Hierotelestes = der die heiligen Weihen Vollziehende; auch hierarches = der Hierarch, das Wort, das er immer für Bischof gebraucht, sie alle verraten noch ganz die Sprache der Mysterien. Im Anfang seiner Schrift «Über die heiligen Naiven» (I, 8) aber erklärt Dionysius wörtlich:

«Jetzt aber wollen wir alles, was zur vorliegenden Abhandlung gehört, aus den heiligen Schriften zusammenstellen und, indem wir das Gesagte zur Richtschnur nehmen und fest im Auge behalten, zur Erklärung der intelligiblen Gottesnamen übergehen und die gottförmigen Schauungen mit gottschauendem Sinne epoptisch, um das zuständige Wort zu gebrauchen, erfassen.»

Dieses «zuständige Wort»: epoptisch ist wieder ein terminus technicus der griechischen Mysteriensprache. Epopteia bedeutet in den Eleusinischen Mysterien die höchste Weihestufe, den letzten Grad der Einweihung.

Auch inhaltlich sind die Schriften des Dionysios noch voll von Mysteriengut. Die ganze Weltentwicklung und die Entwicklung von ganzen Sonnensystemen ist für Dionysios — in gut paulinischem und johanneischem Sinne — ein Kreis aller Kräfte. Das Urschöpferwort ist das A und das O. «Aus ihm und zu ihm hin ist alles», wie Paulus im Römerbriefe sagt. Das Ziel jedes Menschen ist deshalb die Vergottung. «Gott will Götter», sagt Novalis in lapidarer Kürze. Bei Dionysios lautet diese Wahrheit so:

«Das Heil kann auf keine andere Weise zustande kommen als so, dass die Geretteten vergottet werden. Die Vergottung ist die möglichste Verähnlichung und Einigung mit Gott.»

Wie sagt das Christus selber: «Ihr sollt vollkommen sein (teleios im Griechischen: an das Weiheziel gelangt), wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.» Der Weg zu dieser Vergottung des Menschen aber führt für Dionysios durch die Teilnahme an den Sakramenten, den kirchlichen Heilstaten.

Diese Sakramente werden verwaltet von der dreistufigen kirchlichen Hierarchie: dem Liturgen, dem Priester und dem Bischof. Der Liturg vermittelt den Büßenden und den Taufkandidaten die reinigende Kraft, die Katharsis. Der Hierereus: der Priester, vermittelt der christlichen Gemeinde die erleuchtende Kraft, Photismos, und der Hierarch, der Bischof, vermittelt den nach den höchsten Weihen Strebenden die vollendende Kraft, die Teleiosis. Durch diesen heiligen Dienst werden die Weiheträger zu «Gottes Mitarbeitern», ein Ausdruck, den ja schon Paulus im 1. Korintherbriefe geprägt hat (Kap. 3, 9), «Gottes Mitarbeiter sind wir ja».

Die Schöpfung ist für Dionysios eine große Stufenfolge. Zuerst sehen wir die leblosen Dinge, die durch ihr Sein Anteil haben an dem, der die Ursache ist von allem Seienden. Auch diese leblose Natur ist für Dionysios transparent für das Göttliche, die belebten, aber noch vernunftlosen Wesen haben durch ihr Leben Anteil an dem, der alles Leben erschaffen hat. Und die vernünftigen Wesen haben durch ihre Weisheit Anteil an dem, der aller Weisheit Urgrund ist. — Über der sichtbaren Welt aber erhebt sich in drei weiteren großen Stufen, von denen jede wieder in sich dreigeteilt ist, die Welt der rein geistigen Wesen, der himmlischen Hierarchien, denen Dionysios sein bedeutendstes Buch gewidmet hat. Die Tabelle auf Seite 16 gibt einen Überblick über diese 9 himmlischen Hierarchien. Die Einteilung der 9 Stufen in 3 Triaden geht auf Dionysios zurück.

Was ist nun der Dienst der Engel? Dionysios antwortet uns: Sie sind es, die «das Verborgene der Urgottheit offenbaren». Und zwar stehen sie umso höher, je näher sie dem einen Ur-Lichte stehen und je reiner sie es spiegeln zu den unter ihnen stehenden Wesen hin. Dionysios nimmt hier das wunderbare Bild wieder auf, das schon sein Lehrer Paulus braucht im 2. Korintherbriefe, Kap. 3, wenn er spricht:

«Wir alle, indem wir mit unverhülltem Angesichte die Klarheit des Herrn widerspiegeln, werden verwandelt und verklärt in sein Ebenbild von einer Klarheit zur andern. Dies geschieht von dem Herrn, der der Geist ist.»

In diesem Sinne sind die «lautersten fleckenlosen Spiegel», welche imstande sind, den «urgöttlichen Strahl aus dem Urquell des Lichtes» in sich aufzunehmen, die Glieder der ersten himmlischen Hierarchie, die Seraphim, Cherubim und Throne. Sie stehen unmittelbar in der Runde um die Urgottheit herum und genießen die «unmittelbare Anschauung Gottes». Schon ferner von dem Throne des göttlichen Urlichtes steht die 2. Hierarchie, die Kyriotetes, Dynameis, Exusiai, das heißt: die Weltenlenker, die Weltkräfte und die Offenbarer. Sie spiegeln das Licht, das sie empfangen, schon stärker der irdischen Schöpfung zu. Sie sind, wie schon ihre Namen sagen, die Herren, die Beweger und Beherrscher der jetzigen Weltentwicklung, indem sie ihre Impulse weitergeben an die 3. Hierarchie, die Archai (Urkräfte), die Archangeloi (Erzengel) und die Angeloi (Engel).

Dionysios weiß auch in seiner jetzigen Fassung noch viel zu sagen über die Erzengel. Sie sind die Führer ganzer Völker, wie die Engel die schützenden Geister sind der einzelnen Menschen. So war Michael der Erzengel in vorchristlicher Zeit der Volksgeist des israelitischen Volkes, so hatten aber auch die Ägypter, Babylonier usw. ihre Volksgeister, wie das der Prophet Daniel noch exakt schildert. Diese untersten Engelstufen sind die Vollstrecker der göttlichen Vorsehung. Aber der Mensch hat eine gewisse Freiheit des Willens, wie Dionysios lehrt, kraft der er sich den ihn führenden Engelmächten aufschließen oder verschließen kann. Wenn Menschen und Völker sich der Engelsführung verschließen, dann kann sich diese mir verdunkelt und schließlich gar nicht mehr offenbaren.

Das sind einige wesentliche Gedanken aus den Schriften des Dionysios Areopagita, so wie sie uns heute vorliegen. Sie sind für uns in der Christengemeinschaft keine alten, überlebten Theorien. Denn in jeder Weihnachtszeit stimmen wir ein in den Opfergesang der 9 Engelchöre, der ertönt, auf das die Urgottheit offenbar werde.

Wir können das wiederum tun als moderne Menschen ehrlichen, ja begeisterten Herzens, weil wir durch die Geistestat Rudolf Steiners wieder einen neuen, bewusstseinsklaren Zugang gewonnen haben zu diesen Welten des «Doktor hierarchikus».

Erst wenn man das, was an alter Überlieferung noch da ist, vergleicht mit dem vielen Neuen, das Rudolf Steiner uns auch auf diesem Gebiete gegeben hat, dann weiß man aus eigenem Erleben: jene urchristliche Weisheitsstätte von Athen ist in unserer Zeit zu neuem Leben erstanden. Der Impuls, den Raphael auf einem seiner herrlichsten Kartons im Bilde festgehalten hat, indem er Paulus darstellt während seiner Areopagrede, wie gerade der Funke seiner zündenden Rede überspringt auf Dionysios Areopagita — er ist heute auferstanden. Und Er will dazu verhelfen, dass viele unserer Zeitgenossen den Zugang finden zu einem neuen, weisheitsdurchtränkten Christentume.

Die himmlischen Hierarchien

Die hebräischen* und griechischen Namen	Die lateinischen Namen	Die Bezeichnungen R.Steiners in seiner «Geisteswissenschaft» u.a.	Die neuen kult- ischen Namen im Weihnachtshymnus der Christengemeinschaft (in Klammern: Luthers Übersetzung)	Der Wirkens- bereich der Hierarchien nach der alten ätherischen Astronomie
1.Trias { Seraphim Cherubim* Thronoi	–	Geister der Liebe	Seraphim	Kristallhimmel (Empyreum)
	–	Geister der Harmonie	Cherubim	Fixsternhimmel
	Troni	Geister des Willens	Throne	Saturn
2.Trias { Kyriotetes Dynameis Exusiai (Elohim*)	Dominationes	Geister der Weisheit	Weltenlenker (Herrschaften)	Jupiter
	Virtutes	Geister der Bewegung	Weltenkräfte (Gewalten)	Mars
	Potestates	Geister der Form	Offenbarer (Mächte)	Sonne
3.Trias { Archai (Jom-Lilith*) Archangeloi Angeloi	Principatus	Geister der Persönlichkeit (Zeitgeister)	Urkräfte (Fürstentümer)	Venus
	Archangeli	Feurigeister (Volksgeister)	Erzengel	Merkur
	Angeli	Söhne des Lebens	Engel	Mond

Ignatius von Antiochia - Bedeutung und Handhabung der urchristlichen Sakramente

Die Reformation des 16. Jahrhunderts entsprang dem Bemühen, das Christentum der urchristlichen Zeiten wiederherzustellen. Luther und Zwingli hatten das Gefühl, das Gemälde des urchristlichen Lebens sei im Laufe der späteren Jahrhunderte umgeben worden von einem so prunkhaft überladenen und verschnörkelten Rahmen, dass dem gegenüber das eigentliche Bild gar nicht mehr zur Geltung komme. Und ihr Bemühen ging nun dahin, das ursprüngliche Bild wieder aus dem störenden Rahmen herauszunehmen: urchristliches Denken, urchristliche Lebensgestaltung wieder einzuführen, unbeeinflusst vom Rankenwerk späterer Jahrhunderte.

Der Grundsatz, der sie dabei leitete, war der: nur was standhält und sich rechtfertigen lässt vor der neutestamentlichen Offenbarung, darf im christlichen Leben weiter in Geltung bleiben. - Aber hätte nicht bei diesem Unterfangen zuerst die Vorfrage beantwortet werden müssen: will denn das Neue Testament überhaupt einen lückenlosen Querschnitt geben durch das Leben des urchristlichen Menschen, sein ganzes Denken, Fühlen und Wollen? Lässt sich denn aus dem Neuen Testamente das urchristliche Gemeindeleben in seiner Totalität überhaupt rekonstruieren? Wer unbefangen das Neue Testament auf diese Frage hin studiert, wird zu dem Urteil kommen, dass das Neue Testament dies gar nicht beabsichtigt. Es enthält keine chronikartige, historisch lückenlose Schilderung des urchristlichen Lebens, seines Entstehens und Wachsens. Sie denken da gewiß in erster Linie an die Apostelgeschichte Aber was enthält sie? Nur spärliche Streiflichter auf die Zeit vom Jahre 33 bis etwa 63 oder 64 nach Christus. Wieviel gäben wir darum, wenn sie uns auch nur das Leben des Apostel Paulus bis zu seinem Märtyrertod in Rom vollständig schildern würde. Oder wie wertvoll wäre es für uns, wenn wir durch sie ein lückenloses Bild von der Geschichte der Urgemeinde in Jerusalem bis zum Untergang Jerusalems im Jahre 70 besäßen, von ihrem inneren Leben, ihren gottesdienstlichen Gebräuchen, von ihren Führern und deren Schicksalen. Spärliche Streiflichter auf all das nur wirft die Apostelgeschichte.

Man wendet demgegenüber ein: wir haben ja neben der Apostelgeschichte auch die vielen Paulusbriefe und die Briefe der andern Apostel: Petrus, Johannes, Jakobus, die die Berichte der Apostelgeschichte ergänzen. Gewiss! Aber was sind diese Briefe, vor allem die des Apostels Paulus? Es sind wirkliche Briefe, geschrieben an bestimmte Adressaten aus ganz bestimmten Situationen heraus. Auch sie geben uns deshalb nur Streiflichter auf die Zustände in den urchristlichen Gemeinden. Gewiß, was sie uns sagen, ist historisch zuverlässig und höchst wertvoll. Aber wie vieles, was wir brennend wissen möchten, erwähnen sie gar nicht, weil es damals gar nicht zur Diskussion stand, weil Paulus ja nicht eine lückenlose Schilderung seiner Gemeinden geben wollte für das 16. oder das 20. Jahrhundert, sondern weil er bestimmten Problemen und Schwierigkeiten 6 einer Zeit gegenüber helfend und ratend eingreifen wollte. Die paulinischen Briefe sind — bildlich gesprochen — Tagesbefehle eines Feldherrn, der mitten in den Mühen und Sorgen eines harten Feldzuges drinnen steht, nicht historische Schilderungen über diesen Feldzug, die auf

Vollständigkeit der Darstellung Anspruch erheben dürften. Und die Paulusbriefe sagen uns auch, dass sie das gar nicht wollen.

Schon im ersten Vortrag haben wir angedeutet, wie Paulus nach seinem Damaskuserlebnis eine doppelte Tätigkeit ausgeübt hat, wie er einerseits als der flammende Redner und Missionar innerhalb der griechisch-römischen Welt als Gemeindegründer gewirkt hat; wie er andererseits aber ganz im verschwiegenen eine neue christliche Mysterienstätte gegründet hat: jene esoterische Schule von Athen, deren erster Leiter Dionysius Areopagita war. Auf diese Tatsachen deutet ja Paulus selber hin in seinem 1. Korintherbriefe (Kap. 3, 1 ff.). Da schreibt er:

«Ich konnte mit euch nicht reden wie mit Geistesmenschēn (Pneumatikoi). Ich musste zu euch sprechen als zu solchen, die noch im physischen Wesen befangen sind (sarkinoi) und unmündig sind auf dem Christuswege. Milch gab ich euch zu trinken. Feste Speise konnte ich euch noch nicht geben. Ihr hattet die Kraft dazu noch nicht. Auch jetzt habt ihr die Kraft noch nicht.»

Das schreibt Paulus an eine Gemeinde, in der er etwa zwei Jahre lang aufs eifrigste gewirkt hatte. Da müssen wir uns doch unwillkürlich fragen: wem konnte denn Paulus überhaupt feste Speise reichen? Eben seinen intimen Schülern und Mitarbeitern, wie dem Dionysius Areopagita, die dann in ihrer ganzen Wirksamkeit handelten nach diesen Grundsätzen, wie wir sie im ersten Vortrag kennenlernten für die esoterische Schule von Athen.

Ja und wie steht es denn mit den Evangelien selber? Da hat man im Zeitalter der Reformation über ein Wort Christi völlig hinweggelesen, über das Wort im Johannesevangelium (Kap. 16, 12): Ich hätte euch noch vieles zu sagen, aber ihr könnet es jetzt noch nicht ertragen. Man hat auch den Evangelien gegenüber viel zu wenig bedacht, dass sie nicht biographische Berichte im heutigen Sinne sein wollen, sondern «Lehrschriften» im allergeistigsten Sinne, Bücher, die einen bestimmten geistigen Schulungsweg den Hörer und Leser führen wollen. (Darauf deuten ja hin die Evangelisten-Symbole des geflügelten Menschen, Löwen, Stieres und Adlers, durch die in den altchristlichen Basiliken überall die Eigenart der einzelnen Evangelien angedeutet wird.)

Und wer noch eines weiteren Beweises bedürfte, dass das reformatorische Zeitalter des 16. Jahrhunderts eines wirklich spirituellen Verständnisses des Neuen Testaments in seiner Totalität einfach noch nicht fähig war — das ist nicht um der Kritik willen gesagt, sondern lediglich als historische Konstatierung —, der schaue hin auf die Stellung, die Luther dem letzten Buche des Neuen Testaments gegenüber eingenommen hat, der Offenbarung des Johannes. In seinen Vorreden zum Neuen Testamente von 1522 sagt Luther über die Offenbarung des Johannes:

«Mir mangelt an diesem Buche nicht nur eines, so dass ich es weder für apostolisch noch für prophetisch halte ...» Luther ärgert sich an den «Gesichten und Bildern», die das Buch «von Anfang bis zu Ende» enthält, so dass er «überhaupt nicht spüren kann, dass es von dem Heiligen Geist verfasst sei ...» «Es ist ebenso gut, als hätten wir es nicht», sagt er, und er kommt zu dem Schlusse: «Mir ist Grund genug dafür, dass ich es nicht hoch achte, der Umstand, dass Christus darin weder gelehrt noch erkannt wird ...»

Wenn wir in die Zukunft hinein zu einer wirklichen Erneuerung des religiösen Lebens im Geiste des Urchristentums kommen sollen, dann wird es notwendig sein, auf solche Tatsachen immer wieder hinzuweisen. Denn im Zeitalter der Reformation war zwar der ehrliche und unerschrockene Wille da, das Christentum des urchristlichen Zeitalters wiederherzustellen. Weil aber schon das Verständnis des Neuen Testaments, geschweige denn der späteren urchristlichen Dokumente, ein sehr lückenhaftes und einseitiges war, so konnte dies Bemühen auch nur zu einem einseitigen Resultate führen. Was sich darum heute in den protestantischen Kirchen als religiöses Leben vollzieht, das steht dem Wesen der jüdischen Synagoge um die Zeitenwende herum näher als dem Leben in den urchristlichen Gemeinden. Wir wissen, dass dies in den Ohren vieler unserer Zeitgenossen als eine harte Rede empfunden wird; aber wir hoffen für diese Behauptung auf dem zentralsten Gebiete des urchristlichen Lebens, auf dem der Bedeutung und Handhabung der Sakramente, den Beweis zu erbringen.

Auch das Judentum war ursprünglich, wie alle alten Religionen, in erster Linie Kultreligion, die die Teilnahme an ihren Opferfeiern an ganz bestimmte Voraussetzungen geknüpft hatte. Denken Sie nur an jene Warnungstafel im äußeren Vorhof des herodianischen Tempels, die jedem Nichtisraeliten den Eingang in die inneren Teile des Tempels bei Todesstrafe verbot. Durch das Aufkommen der Synagogen aber ist dann die jüdische Religion mehr und mehr eine exoterische Lehr-Religion geworden, bei der die Auslegung der alttestamentlichen Schriften das Herzstück bildete, die darum auch den Proselyten aus allen Völkern offenstehen konnte. Nach dem Untergang des Tempels in Jerusalem blieb dann dem jüdischen Volke nur noch diese exoterische Seite seiner Religion.

Nun stehen wir aber vor der merkwürdigen Tatsache, dass das Urchristentum, trotzdem es historisch weitgehend an dieses schon ganz exoterisch gewordene Judentum anknüpfte, in Lehre und Vollzug der Sakramente wieder eine ganz stark esoterische Seite aufwies. Für die Lehre hat uns ja der Vortrag über Dionysius Areopagita schon einige Beweise gebracht, und die folgenden Betrachtungen über Clemens Alexandrinus und Origenes werden dies Bild ergänzen. Für die Sakramente muss nun in erster Linie hingewiesen werden auf Tatsachen, die seit dem 17. Jahrhundert zusammengefasst werden unter dem Begriff: Arkandisziplin. Was bedeutet dies? Das Urchristentum hat jene Verbotstafel am herodianischen Tempel, die die Archäologen im Schutte Jerusalems wiederaufgefunden haben, deren Text lautet, «Kein Heide darf eintreten innerhalb des Gitters und des Geheges um das Heiligtum; wer aber ergriffen wird, hat sich selbst die Schuld zuzuschreiben, weil der Tod darauf folgt»³, ins Geistige gewandelt. Es hat ein streng gehütetes Gitter gezogen um den Vollzug seiner Sakramente herum. Die gesamte Tauffeier mit all ihren Handlungen einschließlich des Glaubensbekenntnisses, ebenso die Feier des Christumahles in ihrem gesamten Vollzug einschließlich des Vater Unfers waren der Geheimhaltung unterworfen. Über diese Sakramente wurde von Seiten der Kirche und aller ihrer getauften Glieder den Andersgläubigen, aber auch sogar den Katechumenen und Taufkandidaten gegenüber peinlichstes Schweigen beobachtet. Das ging so weit, dass die Taufkapellen, die ja besondere Kulträume waren, von keinem Ungetauften betreten werden durften. Die Vorbereitung zur

³ Vgl. Dr. J. Benzinger: «Bilderatlas zur Bibelkunde», Steinkopf, Stuttgart 1913, Seite 104.

Taufe hieß *mysis*, d. h. die Einweihung. Der taufende Priester hieß *ho mystagōgós* = der in die Mysterien Einweihende; die Getauften waren die *memyēménoi* = die Eingeweihten oder die *tetelesménoi* = die an das Weiheziel Gelangten. Das Taufwasser hieß »mystisches Wasser«. Und die Tauffeier selber wurde *photismós* genannt = die Erleuchtung. Die Urchristen empfanden also die Taufe als das, was in den antiken Mysterien die Einweihung gewesen war. Sozomenos, einer der ersten Kirchengeschichtsschreiber, trägt Bedenken, in seiner Kirchengeschichte das apostolische Glaubensbekenntnis mitzuteilen, weil sein Buch Uneingeweihten in die Hände fallen könnte. Diejenigen — es sind im Urchristentum ja fast nur Erwachsene —, die zur Taufe vorbereitet werden (die dann mit Vorliebe in der Osternacht vollzogen wurde), lernen zwar das Glaubensbekenntnis kennen, da sie es dann bei der Tauffeier zu sprechen haben; aber erst in den 5 mystagogischen Katechesen im Verlaufe der Osterwoche empfangen dann die Neugetauften nachträglich Aufklärung über den Sinn der verschiedenen Taufzeremonien, über den Sinn des Glaubensbekenntnisses, das Christmahl und seine Liturgie. Dann erst wird auch das Vater Unser ausführlich behandelt. Warum dies? Der Kirchenvater Cyrill von Jerusalem warnt in einer Prokatechese die Täuflinge davor, das Mysterium vorwegzunehmen, hört der Katechumene davon vorzeitig, so geht es ihm wie einem Kranken, der in Fieber verfällt, statt dass er geheilt wird.⁴ Das wunderbare Heilmittel der christlichen Kirche will rite empfangen sein. «Es entspricht weiser geistiger Pädagogik, die Bestandteile inneren Anschauens und Empfindens in wohl geordneter, allmählicher Reihenfolge zu übermitteln. Es waltete eben im Schoße der christlichen Gemeinde, vor allem innerhalb der rituellen Vorgänge, eine derartige Intensität übernatürlicher Willenskräfte, dass es einer genügenden, wohldurchdachten Vorbereitung bedurfte, um dieser Übergewalt standzuhalten.» So urteilt Adolf Müller in seinem Buche: «Werdestufen des Glaubensbekenntnisses».⁵ Aus diesem Grunde, nicht aus übler Geheimnistuerei heraus, wurde auch das Herrenmahl völlig geheim gefeiert.

Der erste Teil des sonntäglichen Gottesdienstes war öffentlich. Er bestand aus Schriftverlesung und Predigt. Dann wurden die nichtgetauften Gottesdienstbesucher mit einem feierlichen Segenswunsche entlassen. Die eigentliche Abendmahlsfeier wurde sodann mit dem Rufe der Diakonen eingeleitet: «Keiner der Katechumenen, keiner der Taufkandidaten, keiner der Ungläubigen, keiner der Andersgläubigen sei zugegen!» Und während der ganzen Feier des Herrenmahles wurden die Türen geschlossen gehalten und sorgfältig bewacht. Das Herrenmahl, das vielfach mit dem griechischen Namen *Mysterion* = das Geheimnis bezeichnet wurde, wurde wirklich noch ganz nach Mysterienweise im streng esoterischen Kreise gefeiert.

So war überall im Urchristentum die äußere Handhabung der Sakramente. Und sie entsprach ganz der inneren Bedeutung, die die Sakramente schon im Beginn des 2. Jahrhunderts für die urchristlichen Menschen gehabt haben. Für diese innere Bedeutung aber ist uns Ignatius von Antiochia ein unschätzbare Zeuge und Gewährsmann. Nach Origenes und andern urchristlichen Quellen war Ignatius der zweite Nachfolger des Apostels Petrus auf dem bischöflichen Stuhle in der Gemeinde Antiochia in Syrien, die ja schon in der

⁴ Vgl. «Bibl. d. Kirchenväter», Bd. 41: «Cyrillus von Jerusalem, Katechesen».

⁵⁵ Im Verlag Urachhaus, Stuttgart, Seite 11.

Apostelgeschichte eine große Rolle spielt als Ausgangspunkt der ersten Missionsreisen des Apostels Paulus. Ignatius selber nennt sich immer mit dem Namen Theöphoros = Gottesträger. Spätere Quellen sagen, Ignatius sei noch ein Schüler der Apostel, vor allem des Apostels Johannes, gewesen wie sein Freund, der Bischof Polykarp, von dem wir das sicher wissen. Soviel dürfen wir wohl als gewiß annehmen, dass er noch mit dem einen oder andern der Apostel persönlich verkehrt haben mag, denn er erlitt spätestens im Jahre 117 nach Chr. in vorgerücktem Alter den Märtyrertod. Er dürfte also etwa in der Mitte des ersten christlichen Jahrhunderts geboren sein. Eusebius, der erste christliche Kirchengeschichtsschreiber, sagt uns, dass er unter der Regierung des Cäsars Trajan den Märtyrertod erlitten hat. Wahrscheinlich von dem römischen Statthalter der Provinz Syrien wurde er zum Tode durch die wilden Tiere im Zirkus bestimmt und zu diesem Zwecke zur Überführung nach Rom verurteilt. Deshalb wurde er unter militärischer Bewachung — ähnlich wie einst Paulus — nach Rom transportiert; aber nicht auf dem direkten Wege zu Schiff übers Meer, sondern zuerst der Westküste Kleinasien entlang über Ephesus und Smyrna nach Troas, von dort über das Ägäische Meer nach Philippi, dann wieder zu Fuß durch Mazedonien hindurch ans Adriatische Meer. Nach der Überfahrt über die Adria ging es dann wieder zu Fuß quer durch Unteritalien hindurch nach Rom. Ähnlich wie Paulus konnte auch Ignatius in allen Städten, wo sich schon Christengemeinden befanden, Besuche empfangen; ja einzelne Gemeinden, wie Ephesus und Smyrna, gaben ihm eine Strecke weit Gemeindeglieder zum Geleit und zur persönlichen Handreichung mit; denn Ignatius beklagt sich in seinem Brief an die Römer (Kap. 5) über die Soldaten, die ihm zur Bewachung mitgegeben waren: «Von Syrien bis nach Rom bestehe ich den Tierkampf zu Wasser und zu Lande, bei Tag und Nacht, gefesselt an zehn Leoparden, das heißt an eine Abteilung Soldaten; diese werden sogar auf Wohltaten hin noch schlimmer. Unter ihren Unbilden werde ich besser geschult, aber deshalb bin ich nicht gerechtfertigt.»⁶ Die Christen, die Ignatius auf seiner Reise besuchten, haben also, wie das auch aus andern Märtyrerakten bekannt ist, durch Geschenke die Wächter freundlich zu stimmen gesucht. Vielleicht dank dieser Geschenke war es Ignatius auf seiner Reise möglich, sieben Briefe zu schreiben, die uns erhalten geblieben sind und die uns einen lebendigen Einblick geben in das Denken und Empfinden dieses todgeweihten Apostelschülers. In Smyrna, wo Ignatius offenbar längeren Aufenthalt hatte, besuchte ihn der Bischof Polykarp. Da schrieb er drei Dankesbriefe zurück nach Ephesus, nach Magnesia und nach Tralles, Städte, die er durchwandert hatte. Und da schrieb er einen Brief nach Rom, der dann wohl auf dem schnelleren Seeweg dem Todgeweihten vorauseilte, um der Gemeinde in Rom seine Ankunft vorauszukünden. In Troas wurde dann nochmals Station gemacht, und da schrieb Ignatius die drei letzten Briefe an die Gemeinden von Philadelphia, von Smyrna und an ihren Bischof Polykarp.

Die Echtheit dieser sieben Ignatiusbriefe ist von vielen protestantischen Gelehrten angezweifelt worden, trotz ihrer zeitgenössischen Beglaubigung. Denn Polykarp erwähnt sie schon unmittelbar zur Zeit des Martyriums des Ignatius in seinem Brief an die Gemeinde zu Philippi. Warum dieses Misstrauen? Weil sie eben in das Bild, das die protestantische Kirche jahrhundertlang sich von dieser ersten nachapostolischen Zeit gemacht hat, gar nicht

6 «Bibl. d. Kirchenväter», Bd. 35, Seite 139.

hineinpassen! Darum sollten sie Fälschungen sein, die erst später entstanden seien. In neuester Zeit haben sich aber auch die bekanntesten protestantischen Forscher, wie Zahn, Lightfoot, Harnack und Krüger, für die Echtheit dieser Briefe entschieden. Damit ist aber durch sie der Beweis erbracht, dass schon in der nachapostolischen Zeit, also schon im ausgehenden ersten und beginnenden zweiten Jahrhundert in den kleinasiatischen Gemeinden eine festgefügte kirchliche Ämtertschaft bestanden hat mit dem Episkopus, dem Bischof, als der Spitze der einzelnen Gemeinde. Ihm stehen zur Seite die Presbyteroi, die Priester, und unter ihnen stehen die Diakone. — (Bei Dionysius Areopagita hießen sie die Liturgen.) Ignatius ermahnt nun in seinen Briefen die Gemeinden immer wieder zum festen Zusammenschluss um den Bischof und das Ämterkollegium herum; denn er schreibt schon in einer Zeit, da gnostische und markionitische Irrlehren um sich zu greifen beginnen. Und da sieht er in der festgefügt und vom Bischof einheitlich geleiteten kirchlichen Ämtertschaft den Felsen, der die Gemeinden durch alle heraufziehenden Stürme hindurchzuretten vermag. Einen guten Einblick in diese Probleme gibt z. B. der Anfang seines Briefes an die Trallianer:

«Ignatius, der auch Theophorus heißt, an die von «Gott, dem Vater Jesu Christi, geliebte heilige Gemeinde zu Tralles in Asia, die Auserwählte und Gotteswürdige, die Frieden hat im Fleisch und im Geiste durch das Leiden Jesu Christi, unserer Hoffnung in der Auferstehung zu ihm hin; sie grüße ich in der Fülle christlicher Segenswünsche in der Weise der Apostel und wünsche ihr sehr viel Freude.

Ich habe euch kennengelernt als solche, die eine tadellose und in der Geduld unveränderliche Gesinnung haben, und zwar nicht nach Gewöhnung, sondern der Natur nach, wie mir kundgetan hat Polybius, euer Bischof, welcher mit Gottes und Jesu Christi Willen in Smyrna angekommen ist und sich so mit mir, dem in Jesus Christus Gebundenen, gefreut hat, dass ich in ihm eure ganze Gemeinde schaute. Indem ich also durch ihn das Gott gemäße Wohlwollen von euch empfang, pries ich Gott, da ich euch, wie ich erkannte, als Nachahmer Gottes erfand.

Denn indem ihr dem Bischof euch unterordnet wie Jesus Christus, scheint ihr mir nicht nach Menschenweise zu leben, sondern nach Jesus Christus, der um unsertwillen gestorben ist, damit ihr im Glauben an seinen Tod dem Sterben entrinnet. Es ist daher notwendig, wie ihr denn tut, dass ihr ohne den Bischof nichts tut. Aber ordnet euch auch dem Presbyterium unter wie den Aposteln Jesu Christi, unserer Hoffnung, in welchem wir wandelnd mögen erfunden werden. Es müssen aber auch diejenigen, welche Diener der Geheimnisse Jesu Christi sind (die Diakonen), in jeder Hinsicht alle zufriedenstellen. Denn sie sind nicht bloß Diener in Bezug auf Speisen und Getränke, sondern Gehilfen der Kirche Gottes. Es ist daher ihre Pflicht, sich vor Anschuldigungen wie vor Feuer zu hüten. Gleichermassen sollen alle die Diakonen ehren, wie Jesus Christus, sowie auch den Bischof, der ein Abbild des Vaters ist; die Presbyter aber wie einen Rat Gottes und wie eine Verbindung von Aposteln. Ohne diese heißt es keine Kirche. Hierin — des bin ich überzeugt — verhaltet ihr euch so.»⁷

⁷ Zitiert aus: (Quellenbuch zur Kirchengeschichte) von D. A. Ludwig, Seminarlehrer in Schiers. (Wir wählen absichtlich hier eine Übersetzung von protestantischer Seite!)

Hier sehen wir deutlich die dreistufige Pyramide der Gemeindeämter: die Diakonen, die Priester und als oberste Spitze der Bischof. Diese sichtbare Stufenfolge der Gemeindeämter aber ist nur das irdische Abbild der unsichtbaren Lenker und Beschützer der christlichen Kirche. Ignatius weiß: Der Vatergott, Christus und seine Apostel haben nicht aufgehört, der Gesamtkirche und den einzelnen Gemeinden vorzustehen. Sie leiten die Kirche noch immer aus der geistigen Welt heraus, und das kirchliche Ämterkollegium ist nur das sichtbare Organ dieser wahren Leitung der Kirche. So schreibt Ignatius an die Gemeinde in Magnesia:

«Befleißigt euch, alles in göttlicher Eintracht zu tun, so dass der Bischof den Vorsitz führt als ein Abbild Gottes und die Presbyter als Abbild des Rates der Apostel und die Diakonen betraut sind mit dem Dienste Jesu Christi, der vor den Äonen beim Vater war und am Ende (der vorbestimmten Zeit) erschienen ist.»⁸(Magn. 6.)

Aus dieser Gesinnung heraus ermahnt Ignatius die Magnesier am Anfang desselben Briefes:

«Es geziemt euch, das jugendliche Alter des Bischofs nicht auszubeuten, sondern gemäß der Macht Gottes des Vaters ihm alle Ehrfurcht zu erweisen; wie ich erfahren habe, dass auch die heiligen Presbyter seine offenbar in jugendlichem Alter erfolgte Einsetzung nicht missbrauchen, sondern als in Gott verständige Männer in Übereinstimmung mit ihm wandeln, doch nicht mit ihm, sondern mit dem Vater Jesu Christi, dem Bischof aller.»
(Magn. 3.)

Es herrscht heute weithin in der reformierten Kirche die Überzeugung, diese hierarchischen Bräuche, die Ignatius überall in den kleinasiatischen Gemeinden voraussetzt, die er nur fester ins Bewusstsein aller Gemeindeglieder rufen will, bedeuten schon einen Abfall von den Bräuchen der Urgemeinden, die noch ganz auf demokratische Prinzipien aufgebaut gewesen seien. Aber hat nicht Christus selber um sich jenen Kreis von über 70 Jüngern versammelt? Aus diesem Jüngerkreis hat er sich dann den Kreis der Apostel, den Zwölferkreis, erwählt, als den Kreis der Menschen, denen dann nach seinem Scheiden von der sichtbaren Welt die Leitung seiner Gemeinden anvertraut war! Nein, das demokratische Ideal der Gleichheit aller besteht zu recht in der Sphäre des Politisch-Rechtlichen. Im geistigen Leben aber wird überall dort, wo es noch spirituell durchtränkt ist, hierarchische Ordnung herrschen. So haben sich auf unseren Universitäten noch mehr oder weniger große Reste der einstigen hierarchischen Ordnung der alten Hochschulen erhalten: Das Kollegium der ordentlichen Professoren wählt oder schlägt zum mindesten zur Wahl vor, wer neu in seinen Kreis eintreten soll. Und vollends eine kirchliche Gemeinschaft wird die hierarchische Gliederung als einen Grundbestandteil ihres Wesens ansehen, solange sie sich eben als eine sakramentale Gemeinschaft und nicht nur als eine Predigtinstitution erlebt. Ignatius formuliert das so:

«Nur wer im Bereiche des Altares ist, der ist rein, das heißt, wer ohne Bischof und Presbyterium und Diakon etwas tut, ist nicht rein im Gewissen.»(Trall. 7.)

Und an die Gemeinde von Smyrna schreibt er:

⁸ Zitiert aus: (Quellenbuch zur Kirchengeschichte) von D. A. Ludwig, Seminarlehrer in Schiers. (Wir wählen absichtlich hier eine Übersetzung von protestantischer Seite!)

«Alle sollt ihr dem Bischof gehorchen wie Jesus Christus dem Vater (gehorsam ist) und dem Presbyterium wie den Aposteln; die Diakonen aber ehret wie ein Gebot Gottes. Niemand tue ohne den Bischof etwas, was die Gemeinde angeht. Nur jene Eucharistie (= Herrenmahl) gelte als rechtmäßig, die unter Leitung des Bischofs stattfindet, oder wenn er Auftrag dazu gibt. Wo der Bischof sich zeigt, da soll die «Gemeinde sein, gleicherweise wie da, wo Jesus Christus ist, die katholische Kirche ist. Es ist nicht erlaubt, ohne den Bischof zu taufen noch das Abendmahl zu feiern.» (Smyrn. 8.)

Und noch schärfer formuliert er im nächsten Abschnitt den Satz:

«Wer den Bischof ehrt, der wird von Gott geehrt, wer ohne Wissen des Bischofs etwas tut, der dient dem Teufel.»

«Gleicherweise, wie da, wo Jesus Christus ist, die katholische Kirche ist» ... An dieser Stelle taucht zum ersten Mal in der urchristlichen Literatur dieser Ausdruck: katholische Kirche auf. Aber man beachte, dass hier der Ausdruck noch nicht im exklusiven Sinne gebraucht ist wie in der späteren, dem Papst ergebenen Literatur. Im Gegenteil: Überall dort, wo Jesus Christus ist, da ist katholische Kirche, das ist genau die Überzeugung, die im Glaubensgebete der Christengemeinschaft in die Worte gefasst ist: «Gemeinschaften, deren Glieder den Christus in sich fühlen, dürfen sich vereint fühlen in einer Kirche, der alle angehören, die die heilbringende Macht des Christus empfinden.»

In ergreifender Weise aber wird dem Ignatius diese Überzeugung von der himmlischen Lenkung der Kirche zum Trost im Gedenken an seine verwaiste Gemeinde in Antiochia, die offenbar durch seine plötzlich erfolgte Verurteilung und Wegführung überrascht worden war. So bittet er die Gemeinde in Rom:

«Gedenket in eurem Gebete der Gemeinde in Syrien, deren Hirte nun an meiner Statt Gott ist. Jesus Christus allein wird ihr Bischof sein und — eure Liebe.» (Kap. 9.)

Wer so schreibt, während er gefesselt von seiner Gemeinde hinweg den wilden Tieren entgegengeführt wird, der tut das, weil er eben der realen himmlischen Führung seiner Kirche gewiß ist und weil er sich selber immer nur empfunden hat als ein Abbild, Werkzeug und Organ dieser himmlischen Führung. Was wir bei Dionysius Areopagita gefunden haben als Theoria — im alten griechischen Sinne: als geistige Anschauung (theorein heißt schauen) —, dass die Kirche Christi auf Erden ein Spiegelbild ist der himmlischen Stufen, Ordnungen und Gesetze, das lebt uns Ignatius von Antiochia dar als praktische Richtschnur seines Lebens.

Und dabei leitet ihn auch die Sorge um die Zukunft der Kirche Christi auf Erden, des reinen und unverfälschten Verständnisses von Christi Heilestat. Ignatius muss schon kämpfen gegen die sogenannten Doketen, die behaupten, Christus habe nur einen Scheinleib gehabt, er habe darum auch nicht wirklich für uns am Kreuze gelitten; er sei auch nicht leiblich auferstanden. So ermahnt Ignatius die Gemeinde von Tralles:

«Verstopfet eure Ohren, sobald euch einer Lehren bringt ohne Jesus Christus, der aus dem Geschlechte Davids, der aus Maria stammt, der wahrhaft geboren wurde, aß und trank, wahrhaft verfolgt wurde unter Pontius Pilatus, wahrhaft gekreuzigt wurde und starb vor den

Augen derer, die im Himmel, auf der Erde und unter der Erde sind, der auch wahrhaft auferweckt wurde von den Toten ... »⁹ (Trall. 9.)

Und nach Ephesus schreibt er:

« ... es ist üblich geworden, dass einige in verwerflichem Truge zwar den (Christen-) Namen zur Schau tragen; aber andere Dinge tun, die Gottes unwürdig sind; diesen müsst ihr ausweichen wie wilden Tieren. Das sind nämlich wütende Hunde, die heimlich beißen; vor diesen müsst ihr euch hüten, da ihre Bisse schwer zu heilen sind. Einer ist der Arzt, fleischlich sowohl als geistig, geboren und ungeboren, im Fleische wandelnd ein Gott, im Tode wahrhaftiges Leben, sowohl aus Maria als aus Gott, zuerst leidensfähig, dann leidensunfähig, Jesus Christus, unser Herr.»¹⁰ (Eph. 7)

Hier erhebt sich die Sprache des angehenden Märtyrers zu geradezu kultischer Feierlichkeit und Prägnanz. Und ähnlich schreibt er an die Gemeinde von Smyrna eine hinreißende Satzperiode, die wie ein ad hoc formuliertes Glaubensbekenntnis anmutet:

«Ich habe erkannt, dass ihr vollendet seid in unerschütterlichem Glauben, wie angenagelt mit Leib und Seele an das Kreuz des Herrn Jesus Christus, gefestigt in der Liebe im Blute Christi, vollkommen im Glauben an unsern Herrn, den wahrhaftigen Spross aus dem Geschlechte Davids dem Fleische nach, den Sohn Gottes nach dem Willen und der Macht Gottes, wahrhaft geboren aus der Jungfrau und von Johannes getauft, auf dass jegliche Gerechtigkeit von ihm erfüllet würde; wahrhaft unter Pontius Pilatus und dem Vierfürsten Herodes für uns im Fleische ans Kreuz genagelt, von dessen Frucht wir stammen von seinem gott-gepriesenen Leiden, auf dass er für ewige Zeiten durch seine Auferstehung sein Banner erhebe für seine Heiligen und Getreuen, sei es unter den Juden oder unter den Heiden, in dem einen Leibe seiner Kirche .»¹¹ (Smyrn. I.)

Aber neben diesem kämpfenden Arm und diesem glühenden Munde den heraufkommenden Irrlehren gegenüber hat Ignatius auch ein im Verschwiegenen schauendes, inneres Auge, das ihn in die geistige Nähe seiner Lehrer, des Paulus und Johannes, rückt. Davon spricht er nur andeutungsweise, etwa dort, wo er den Trallianern schreibt:

«Könnte ich etwa nicht über die himmlischen Dinge schreiben, gewiß, aber ich fürchte, euch, die ihr unmündig seid, Schaden zuzufügen, und, verzeiht mir, ich fürchte, ihr möchtet etwa — unfähig, sie zu fassen — daran ersticken. Denn auch ich — nicht deshalb, weil ich in Fesseln bin und das Himmlische begreifen kann und die Rangstufen der Engel und die fürstlichen Ordnungen, Sichtbares sowohl als Unsichtbares, nicht deshalb bin ich schon ein vollkommener Jünger. Denn vieles fehlt uns, damit wir der Hilfe Gottes nicht entraten.»¹² (Tral1. 5.)

Sie sehen, auch Ignatius bekennt sich als ein Schauender und Erkennender der göttlichen Welten; aber einerseits wahrt er ebenso streng wie Paulus und Dionysius Areopagita das

⁹ Zitiert aus: Bibl. d. Kirchenväter, Bd. 35, Seite 134.

¹⁰ s.o.

¹¹ s.o.

¹² Zitiert aus: «Quellenbuch zur Kirchengeschichte» von D. A. Ludwig, Seminarlehrer in Schiers. (Wir wählen absichtlich hier eine Übersetzung von protestantischer Seite!)

geistige Gesetz aller Esoterik: nicht ohne genügende Vorbereitung solche Geheimnisse weiterzugeben — «ihr möchtet daran ersticken!» —, andererseits schaut er mit ernstester Sorge aus nach der letzten, höchsten Bewährung, die er durch sein Martyrium wie ein testamentarisches Siegel seinem Christenwandel aufdrücken soll.

Ja, das macht die Lektüre dieser Ignatiusbriefe zu etwas ganz Besonderem und Einmaligen in der urchristlichen Literatur: über allem, was er schreibt, liegt schon der Ernst des Märtyrertodes, dem er 'entgegengeht! Und Ignatius ist ehrlich genug, zu bekennen, dass er sich auf seinem langen, dornenreichen Weg nach Rom immer wieder zu der Höhe des Leidens- und Bekennerwillens durchringen muss. Er kennt aus eigenem, hundertfältigem Kampf das Wort: «Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.» So gesteht er der Gemeinde in Rom offen und freimütig: «Der Fürst dieser Welt will mich rauben und meinen auf Gott gerichteten Sinn verderben.» Und im Briefe an Polykarp schreibt er: «Ein Christ hat nicht freies Recht über sich selber, sondern er hat seine Zeit für Gott.» Und darum mahnt er — sich und andern zur Stärkung —: «Gewinnet die Zufriedenheit eures Kriegs-herrn, von dem ihr ja auch den Sold empfanget, keiner werde fahnenflüchtig!» Aber neben diesen mahnenden und ringenden Stimmen überwiegen in den Ignatiusbriefen — vor allem im Brief an die Römer — die Zeugnisse einer glühenden Märtyrersehnsucht. «Nahe dem Schwert ist nahe bei Gott, inmitten der wilden Tiere ist inmitten Gottes — einzig im Namen Jesu Christi ...» fügt er bedeutsam hinzu! «Um mit ihm zu leiden, ertrage ich alles, wenn er mir Kraft gibt, der vollkommener Mensch geworden ist.» Am bekanntesten ist ja seine Mahnung an die Römer, sein Martyrium nicht dadurch zu verhindern, dass sie für ihn beim Caesar Trajan auf Freispruch appellieren:

«Ich schreibe allen Gemeinden und schärfe allen «ein, dass ich willig sterbe zum Besten der Sache «Gottes — wenn ihr nicht etwa es verhindert. Ich «beschwöre euch, erzeiget mir nicht unzeitiges Wohl-«wollen. Lasst mich eine Speise wilder Tiere sein; «durch sie ist es mir möglich, zu Gott zu gelangen. «Weizen Gottes bin ich, und durch «Zähne wilder Tiere werde ich gemahlen, damit ich als reines Brot «Christi erfunden werde. Lieber reizet «die Bestien, auf dass sie mir zum Grabe werden «und nichts übriglassen von dem, was zu meinem «Leibe gehört, damit ich nicht, nachdem ich entschlafen, noch jemandem beschwerlich werde. Als-«dann werde ich ein wahrhafter Jünger Christi sein, «wenn nicht einmal meinen Leib die Welt sehen wird. «Flehet inbrünstig Christus für mich an, auf dass ich «durch diese Werkzeuge als ein Opfer für Gott erfunden werde. Nicht wie Petrus und Paulus gebe «ich euch Verordnungen. Jene waren Apostel, ich «ein zum Tode Verurteilter, jene waren Freie, ich «aber annoch ein Sklave. Jedoch, wenn ich den «Tod erleide, bin ich ein Freigelassener Jesu Christi «und werde auferstehen als ein Freier in ihm. Jetzt «lerne ich als ein Gebundener nichts zu begehren.» (Röm. 4.)

Nebenbei gesagt: diese Stelle ist auch deshalb bedeutsam, weil sie beweist, dass Ignatius wusste, dass Paulus und Petrus der römischen Gemeinde vorgestanden hatten — auch das bestreitet ja die protestantische Theologie zum Teil heute noch: «Nicht wie Petrus und Paulus gebe ich euch Verordnungen!» Ignatius bittet nur, sein Martyrium nicht zu hintertreiben. Und das Geheimnis dieser glühenden Sehnsucht nach dem Martyrium ist ausgesprochen in seinem schlichten Satze:

«Mir steht die Geburt bevor!» Der Tod des Jüngers Christi ist sein Geburtstag für die himmlische Welt. «Es ist schön, von der Welt unterzugehen zu Gott, damit ich bei ihm auferstehe.» (Röm. 2.)

In dieser Gewissheit sind Tausende von urchristlichen Märtyrern freudig in den qualvollen Tod gegangen! Und wenn wir fragen: woher haben sie die Kraft dazu empfangen, dann antworten uns Ignatius und mit ihm viele andere: Aus dem Leben im Sakramente, vor allem aus der Feier des Herrenmahles. So schreibt Ignatius an die Epheser:

«Befleißigt euch, dass ihr häufiger zusammenkommt zur Feier der Eucharistie Gottes und zum Lobe. Denn wenn ihr euch oft versammelt, wird die Macht Satans gebrochen, und sein verderblicher Einfluss wird in der Eintracht eures Glaubens aufgehoben.»¹³ (Eph. 13)

Diese Überzeugung von der heilsamen Kraft der Eucharistie ist bei Ignatius, wie es ja nach allem schon Gehörten nicht anders zu erwarten ist, ganz fest verankert in der irdischen Erlösungstat Christi. Mit hinreißenden Worten spricht Ignatius davon in seinem Briefe an die Epheser (Kap. 19):

«Und es blieb dem Fürsten dieser Welt verborgen die Jungfrauschaft Marias und ihr Gebären, ebenso auch der Tod des Herrn; drei laut rufende Geheimnisse, die in der Stille Gottes vollbracht wurden. Wie wurden sie nun den Zeiten kund? Ein Stern strahlte auf am Himmel, heller als alle Sterne, und sein Licht war unbeschreiblich, und seine Neuheit rief Staunen hervor; alle übrigen Sterne aber samt Sonne und Mond führten einen Reigen auf vor diesem Sterne, und sein Licht überstrahlte alle; und es herrschte Bestürzung darüber, woher diese unter ihnen neue Erscheinung sei. Infolgedessen löste sich jegliche Zauberei auf, und jede Fessel der Bosheit ward vernichtet; die Unwissenheit ward weggenommen, das alte Reich ward zerstört, da Gott in Menschengestalt sich offenbarte zur Neuschaffung ewigen Lebens; da nahm seinen Anfang, was bei Gott zubereitet war. Deshalb kam alles in Bewegung, weil die Vernichtung des Todes betrieben wurde.»

Katálysis thanátu, die Vernichtung des Todes, das war das Hauptziel, das Christus auf Erden erreichen wollte, und das muss das Endziel sein, dem jeder einzelne Mensch, der die Verbindung mit Christus gefunden hat, nun nachstreben muss. Und auf dem Wege diesem Endziel entgegen ist jedes würdig genossene Christenmahl eine Wegzehrung, ein «farmakon athanasias», wie der berühmte Ausspruch des Ignatius lautet:

«Ein Brot brechend, welches ist das Heilmittel der Unsterblichkeit, das Gegengift gegen den Tod, dass wir leben in Jesus Christus immerdar.» (Eph. 20.)

Hier ist das Christusmahl nicht nur erkannt als ein Erinnerungsmahl an Christi Leidenstod auf Golgatha und nicht nur als ein Unterpfand der Vergebung unserer Sünden, sondern als ein Heilmittel für unser ganzes sündenkrankes, todverfallenes Wesen, damit in ihm langsam wieder entstehe die paradiesische Lichtleiblichkeit, die wir besessen haben vor der großen Sonderung von unserem göttlichen Ursprung. Zur Erneuerung unseres ganzen Menschenwesens: unseres Geistes, unserer Seele und unseres Leibes, will uns das würdig

¹³ Zitiert aus: «Bibl. d. Kirchenväter», Bd. 35, Seite 134.

gefeierte Christusbrot eine stets erneute Hilfe sein, bis auch in unserem Wesen der letzte Feind, der Tod, ganz überwunden sein wird.

So leuchtet uns aus diesen Briefen des Ignatius von Antiochia ein Bild urchristlichen Denkens und Lebens aus den ersten Jahrzehnten nach dem Tode der Apostel entgegen, so plastisch und anschaulich, als wir es nur wünschen können, so leuchtend in seiner geistigen Größe, so willensstark in seiner Opfergesinnung, dass wir für unsere Kämpfe daraus Halt und Richtschnur gewinnen können. Denn nicht um unserer Zeit zu entfliehen, treiben wir solche historische Studien, sondern um im Aufblick zu den leuchtenden Gestirnen der urchristlichen Zeit unsere Lebensziele klarer und sicherer ins Auge fassen zu können.

Klemens von Alexandrien - Die Vermählung der Urweisheit mit dem Christentum

Sollen wir in diesen sturmbewegten Zeiten uns noch mühen um das Verständnis des Urchristentums? Können wir jetzt noch die innere Ruhe, die geistige Konzentration aufbringen, um uns in das weisheitsvolle Geistesgut der ersten nachapostolischen Denker und Lehrer zu vertiefen? Ja, notwendig erscheint uns dies jetzt mehr denn je, denn je stärker es uns jetzt gelingt, die Weite des geistigen Horizontes aufrechtzuerhalten, um so gefestigter werden wir drinnen stehen in den Prüfungen unserer Tage. Und je gesammelter wir uns hinzugeben vermögen an die lichtvolle Weisheit des Urchristentums — die ja wahrhaftig auch nicht errungen wurde in einem äußerlich ruhigen, idyllischen Dasein; sondern im steten Bewusstsein von Märtyrertreue und Todesbereitschaft, um so wacher und tüchtiger werden wir darinnenstehen in den schweren Pflichten, die die Gegenwart uns auferlegt.

In diesem Sinne wollen wir versuchen, die Persönlichkeit und das Werk des Klemens von Alexandrien zu betrachten, soweit dies in einer Betrachtung möglich ist. Klemens von Alexandrien ist heute auch in der Theologenwelt keine bekannte Größe. Und daran sind zweierlei Gründe schuld: das Lebensschicksal des Klemens ist für uns weitgehend in Dunkel gehüllt. Und sein reiches literarisches Werk bewegt sich größtenteils auf höchster Gipfeleinsamkeit des menschlichen Geistes. Es ist, wie wir noch im Einzelnen sehen werden, nicht leicht, seinen einsamen Gipfelpfad zu folgen

Titus Flavius Klemens — wie er mit seinem vollen Namen heißt — ist ungefähr um das Jahr 150 nach Christus herum, wahrscheinlich in Athen, geboren worden. Manche nehmen an, er sei das Kind heidnischer Eltern gewesen. Sicher hat er eine ganz umfassende Bildung in der gesamten griechischen Literatur und Religionsgeschichte seiner Zeit in seinen Jugendjahren sich aneignen dürfen, auch wenn er, wie andere vermuten, doch schon in eine christliche Familie hineingeboren wurde. Nachdem er zuerst, wie andere attische Jünglinge seiner Zeit, eine gründliche Schulbildung sich angeeignet hatte, ging er, ähnlich wie seine großen Vorbilder aus dem griechischen Geistesleben: Platon und Pythagoras, auf die Suche nach großen Lehrern und berühmten Weisheitsstätten. Nur suchte er, da er damals schon mit dem Christentum in Berührung gekommen sein muss, die großen christlichen Lehrer auf. Er sagt darüber wörtlich das Folgende im Anfang seines Hauptwerkes, der «Teppiche» (1/11):

«Das vorliegende Werk ist keine kunstvoll ausgearbeitete, für Schaustellung bestimmte Schrift, sondern ich sammle Denkwürdigkeiten für mein Alter, ein Hilfsmittel gegen das Vergessen, ein bloßes Abbild und ein Schattenriss der greifbaren und lebendigen Worte und der seligen — in der Tat hohen Lobes würdigen Männer, die ich zu hören gewürdigt worden bin. Von diesen war der eine, der Ionier, in Griechenland, die andern in Großgriechenland (also in Unteritalien); davon der eine aus Cölesyrien, der andere aus Ägypten, wieder andere waren im Orient, und davon war der eine aus dem assyrischen Lande, der andere seiner alten Abstammung nach ein Hebräer aus Palästina. Als ich auf den letzten stieß (an Bedeutung war er aber der Erste), da hatte ich Ruhe, nachdem ich ihn auf meiner Jagd in Ägypten verborgen gefunden hatte. In der Tat eine sizilische Biene, pflückte er die Blumen

der prophetischen und apostolischen Wiese und pflanzte in die Seelen der Hörer eine Fülle lauterer Erkenntnis «¹⁴

In Griechenland also zuerst, dann in Unteritalien oder Sizilien und zuletzt im Orient genoss der junge Klemens den Unterricht bedeutender Lehrer, bis er schließlich in Ägypten auf den letzten stieß, der an Bedeutung alle andern weit übertraf. Das war der damalige Vorsteher der alexandrinischen Katechetenschule: Pantainos. Dieser erste große uns bekannte Lehrer des christlichen Alexandriens fesselte ihn so, dass Klemens sich entschloss, seine geistige Pilgerreise abzubrechen und sich in Alexandrien niederzulassen. Bald wurde er dann an der dortigen Katechetenschule der Mitarbeiter und schließlich der Nachfolger des Pantainos.

Wir können uns das äußere und das geistige Leben in Alexandrien, der von Alexander dem Großen nach seiner Eroberung Ägyptens im westlichen Nildelta gegründeten Stadt, nicht bunt und mannigfaltig genug vorstellen. Mit seinen vielleicht 500 000 Einwohnern war Alexandrien damals die zweitgrößte Stadt des römischen Weltreiches. Mit ihren guten Häfen war sie nicht nur das Tor für alle Erzeugnisse Ägyptens: vor allem Getreide, Glas und Papyrus, nach dem Westen hin, sondern auch der Umladeplatz für die Waren aus Arabien und Indien. Noch bedeutsamer war die Stellung Alexandriens als Mittelpunkt des geistigen Lebens der damaligen Zeit. Neben den Zeugnissen der uralten ägyptischen Kultur erhob sich in Alexandrien seit den Zeiten Alexanders des Großen ein Zentrum der griechischen Weisheit und Gelehrsamkeit. In den Bibliotheken von Alexandrien war das ganze Schrifttum der Griechen zu finden, und es wurde wohl nach dem Brande der Museions-Bibliothek im Jahre 47 vor Christus rasch wieder ersetzt. Hier hatte Ptolemäus seine astronomischen, mathematischen und geographischen Werke geschrieben; hier hatte eine Zeitlang Galenos, der berühmteste griechische Arzt, gewirkt.

Aber nicht weniger war Alexandrien damals ein Zentrum der jüdischen Gelehrsamkeit und Religion. Auf der der Stadt vorgelagerten Insel Pharos soll die Septuaginta, die griechische Übersetzung des Alten Testaments, entstanden sein. In Alexandrien wirkte der gelehrteste Mann des Diasporajudentums, Philo, der Zeitgenosse des Paulus, der die allegorische Auslegung des Alten Testaments am stärksten ausübte und dadurch großen Einfluss gewann auf die hellenistische und die frühchristliche Welt.

In dieser Stadt, die damals der dreifache Mittelpunkt des römischen Handelsgeistes, der griechischen Weisheit und der Frömmigkeit des Diasporajudentums war, entfaltete Klemens eine so reiche Tätigkeit, dass er für alle Zeiten den Zunamen: Alexandrinus: der Alexandriner, erhalten hat, denn diese Stadt machte sein Lebenswerk möglich und verständlich: die Auseinandersetzung der christlichen Religion mit der gesamten Gelehrsamkeit der damaligen Welt.

Klemens ist so bescheiden, dass er in seinem Hauptwerke, den «Teppichen», diesen Ruhm nicht für sich allein in Anspruch nimmt. Leider aber wissen wir gerade über die früheste Ausbreitung des Christentums in Ägypten sehr wenig. Adolf Harnack, einer der besten Kenner der urchristlichen Quellen, sagt: «Die empfindlichste Lücke in unserem Wissen von der ältesten Kirchengeschichte ist unsere fast vollständige Unkenntnis der Geschichte des

¹⁴ Zitiert nach der Übersetzung der «Teppiche» von Franz Overbeck, wie auch alle folgenden Stellen aus den «Stromateis».

Christentums in Alexandrien und Ägypten ... bis zum Jahre 180 n. Chr.» Nur das wissen wir genau, dass in Ägypten die beiden größten Führer des gnostischen Christentums: Basileides und Valentinus, gewirkt haben. Die alexandrinische Theologie hatte deshalb auf der einen Seite Front zu machen gegen die gnostischen Irrlehren. Und das hatte zuerst der große Lehrer des Klemens, Pantainos, getan. Leider wissen wir von ihm außer dem, was Klemens uns in der oben zitierten Stelle über ihn erzählt, sehr wenig. Es ist wohl möglich, dass die Katechetenschule in Alexandrien, an der nacheinander Pantainos, Klemens und dann Origenes lehrten, zuerst in ketzerisch-agnostischem Sinne geführt worden war und erst durch diese drei großen alexandrinischen Kirchenlehrer einen Charakter erhielt, der mit dem späteren kirchlichen Glaubensbekenntnis einigermaßen übereinstimmte. (So würde sich diese Lücke in unserer Kenntnis des ägyptischen Frühchristentums am natürlichsten erklären, denn die spätere Kirche hat ja nach Möglichkeit die Spuren des Gnostizismus mit Stumpf und Stiel ausgerottet!)

Wir müssen uns diese Katechetenschule als eine öffentliche oder halböffentliche Lehranstalt denken, in der immer wieder Einführungskurse — wie wir heute sagen würden — gehalten wurden in die Grundwahrheiten des Christentums. Dadurch wurden die wohl vorwiegend aus den gebildeten Kreisen stammenden Ägypter, Hebräer, Griechen und Römer auf die Taufe vorbereitet.

Und da ist nun über Pantainos noch eine interessante Tatsache zu berichten. Wir wissen von diesem alle früheren Lehrer des Klemens überragenden Denker, dass er eine Zeitlang in Indien für die Ausbreitung des Christentums tätig gewesen ist. Wir wollen dahingestellt sein lassen, ob es sich dabei nur um das heutige Jemen, das südwestliche Arabien, gehandelt hat, wie manche heutige Gelehrte annehmen, oder um das eigentliche Indien. Auf alle Fälle hat der Grieche Klemens bei seinem judenchristlichen Lehrer Pantainos nicht nur die Geheimnisse der hebräischen Weisheit kennengelernt, sondern auch die verborgene Weisheit des fernen Orients: der Heimat der Königin von Saba oder der Heimat der heiligen Rischis, der alten Lehrer der urindischen Zeit. Wir werden die Spuren dieser Weisheit finden, wenn wir den Schriften des Klemens uns zuwenden. Von Klemens selber vermuten einige Gelehrte, die der Ansicht sind, er sei als Heide aufgewachsen und habe sich erst später dem Christentum zugewendet, dass er in die Mysterien von Eleusis eingeweiht gewesen sei. Auf alle Fälle sehen wir in Klemens einen Denker vor uns, der das gesamte Wissen seiner Zeit in sich trug. Er muss ein ganz phänomenales Gedächtnis besessen haben, denn er zitiert — oft frei — nicht nur aus den biblischen Schriften Alten und Neuen Testaments, sondern ebenso häufig aus sämtlichen Dichtern, Philosophen und Gelehrten des griechischen Kulturkreises. So kommen in den beiden ersten Schriften des Klemens, die uns heute noch erhalten sind, im Protreptikos und im Paidagogos, allein über 125 Zitate vor aus 20 verschiedenen Schriften Platons. Aus Homer sind es beinahe ebenso viele Stellen. Neben den bekannten griechischen Schriftstellern kommen aber auch Denker und Dichter mit einer Unmenge von Zitaten vor — vor allem in den «Teppichen» —, die dem in der Altphilologie nicht bewanderten Leser kaum dem Namen nach bekannt sind. Die Schriften des Klemens sind deshalb für den Altphilologen ebenso interessante Fundgruben wie für den Theologen.

Das erste große Verdienst des Klemens nun ist dies, dass er dazu übergegangen ist, das, was er von seinen Lehrern mündlich gehört hatte, schriftlich zu fixieren. Er sagt selber, dass seine Lehrer und Vorläufer der Welt nichts Schriftliches geschenkt hätten. So schreibt er im 6. Buche seines Hauptwerkes, der «Teppiche»: «Die Gnosis aber selbst» — Klemens versteht darunter die wahre christliche Erkenntnis — «ist durch ständige Weitergabe von den Aposteln aus auf wenige durch ungeschriebene Überlieferung weitergegangen» (6/§ 61,3)¹⁵. Wir stehen hier wieder vor der gleichen Tatsache, die wir schon im ersten Vortrag über Dionysius Areopagita kennengelernt haben, dass die Perlen der christlichen Weisheit, von denen Christus in der Bergpredigt zu den Aposteln spricht, zuerst nur mündlich in kleinen Kreisen der Zukunft überliefert wurden. Bei der esoterischen Schule von Athen hat dieser Zustand ja, wie wir gesehen haben, bis über die Zeit des Urchristentums hinausgedauert. In Alexandrien hat Klemens als erster diese Regel gebrochen. Aber er hat nun die vor ihm streng esoterisch gehandhabte urchristliche Weisheit nicht einfach profaniert, nicht ohne Wahl auf den Markt geworfen, er hat einen neuen, höchst originellen und ihm eigentümlichen Weg eingeschlagen: er hat sie zwar niedergeschrieben, aber so versteckt, dass nur der schon Wissende sie finden sollte. Wie war dies möglich?

Wir besitzen heute von Klemens vier Werke annähernd vollständig: den «Logos protreptikos pros Hellenas», das heißt «die Mahnrede an die Griechen»; den «Paidagōgos», den «Erzieher»; sieben Bücher «Strōmateis», das heißt sieben «Teppiche», sieben Bücher Buntvermishtes, und die kleine Schrift: «Tis ho sōzomenos plusios», d.h. «Welcher Reiche wird gerettet?» Die beiden ersten Schriften: die «Mahnrede an die Griechen» und der «Erzieher», sind gleichsam die Vorhöfe der Weisheit des Klemens. Da werden die Irrtümer des griechischen Heidentums scharf gegeißelt. Sie sind also eine polemische Auseinandersetzung mit heidnischen Menschen, um sie für das Christentum zu gewinnen. Der «Erzieher» vermittelt sodann den Neulingen im christlichen Lebenswandel die sittlichen Grundsätze und Verhaltensmaßregeln. Der «Erzieher» stellt die erste wissenschaftliche Ethik des Urchristentums dar. Wer aber dann während einer genügenden Zeit die moralische Schulung und Bewährung durchgemacht hat, die Klemens im Paidagōgos beschreibt, der darf eintreten ins «Heiligtum der christlichen Gnosis», der wahren Weisheit und Erkenntnis. Und einen Leitfaden durch dieses Heiligtum der christlichen Gnosis hindurch gibt uns Klemens in seinem umfangreichsten Werke, den sieben «Teppichen», die in der Übersetzung von Franz Overbeck fast 400 engbedruckte Seiten füllen. Teppiche sind buntgewirkte Gewebe, da gibt es Fäden, die kaum an der Oberfläche sichtbar sind. So sind diese 7 «Teppiche» des Klemens Bücher, die auf den ersten Blick anmuten wie eine bunt zusammengewürfelte Sammlung von Exzerpten oder Vortragsnotizen. Hier wimmelt es nun erst recht von Zitaten aus der gesamten damaligen Weltliteratur, die dem Klemens in den Bibliotheken Alexandriens leicht zugänglich war, insofern er sie nicht auswendig in seinem Riesengedächtnis herumtrug. Und in diesem buntgewirkten Gewebe von Gedanken und Einfällen, in dem man oft vergeblich nach einer klaren Gedankenfolge oder Disposition sucht, finden sich nun versteckt die Goldfäden der esoterischen Weisheit, die seine Lehrer nur mündlich ihm überliefert hatten.

¹⁵ Zitiert nach der Übersetzung der «Teppiche» von Franz Overbeck, wie auch alle folgenden Stellen aus den «Stromateis».

Klemens sagt ausdrücklich, dass er es seinen Lesern absichtlich schwer mache, den tieferen Gehalt seines Werkes zu finden. So offenbart er zwar für jeden, der es wissen will, den Inhalt der christlichen Gnosis und verbirgt sie doch zugleich vor jedem, der nicht die geistige Mühe und Konzentration aufbringen kann, um sich durchzubeißen durch das Labyrinth seiner sieben «Teppiche». Durch Klemens wird die urchristliche Weisheit ein «offenbares Geheimnis», wie Goethe sich ausgedrückt hat. So schreibt Klemens im ersten Buche seiner «Strömatis»:

«Die Teppiche werden die Wahrheit enthalten mit den Sätzen der Philosophie untermischt, oder vielmehr hineingehüllt und darin verborgen, wie in der Schale das Essbare der Nuss; denn es ist, meine ich, passend, die Samenkörner der Wahrheit allein für die Anbauer des Glaubens aufzubewahren.» (§ 18; 1)

Und kurz darauf schreibt er:

«Wie der Jagdliebhaber sucht, aufspürt, erforscht, die Hunde hetzt und das Wild fängt, so erscheint auch das Wahre als etwas, was durch Süßigkeit aufgesucht und durch Arbeit erlangt wird.»¹⁶ (§ 21; 1)

Das klingt gewiß weltfremd und unbequem in einem Zeitalter, in dem die Masse der Schriftsteller ihre Weisheit den Lesern möglichst populär und leichtverständlich präsentiert. Und doch ist es fraglich, ob nicht auch heute noch der Weg des Klemens der einzig richtige und heilsame ist für jeden, der der Welt mehr als nur platte Alltagswahrheiten zu sagen hat. Rudolf Steiner, der Begründer der anthroposophischen Geisteswissenschaft, hat in unseren Tagen einen ganz ähnlichen Weg eingeschlagen. Er hat einerseits aufs Neue die Parole ausgegeben, dass heute ein neues weites Feld der Geheimwissenschaften veröffentlicht werden müsse. Aber er hat andererseits seine Veröffentlichungen auf solcher Höhe der geistigen Diktion gehalten, dass jeder, der nicht gewillt ist, den entsagungsvollen Weg der Denkschulung und der Weiterbildung seiner Erkenntnisorgane zu gehen, unweigerlich bei dem Resultate landen muss: einen Wald von abstrusen Phantastereien vor sich zu haben. Das beweisen ja am schlagendsten die Gegnerschriften, die gegen die Geisteswissenschaft Rudolf Steiners seit über zwei Jahrzehnten bis in die neueste Gegenwart hinein geschrieben worden sind.

Freilich, eines wird jeder, der diesen einzig richtigen Weg der Mitteilung der geheimen Weisheit einschlägt, in Kauf nehmen müssen: er wird noch lange Zeit für die Wenigen sprechen, nicht für die Vielen, nicht für die breiten Massen! Das war auch dem Klemens voll bewusst! Er hat — auch im ersten Buche seiner Teppiche — den wundervollen Satz geprägt, den wir jedem ins Stammbuch schreiben möchten, der glaubt, eine geistige Bewegung nur nach der Zahl ihrer Anhänger beurteilen zu müssen:

«Es genügt, dass einer bei den Sirenen vorbeigefahren ist, und ebenso, dass einer der Sphinx geantwortet hat.» — (Anspielungen auf die Taten von Odysseus und Ödipus.) — «Man soll also nicht die, Denkkettel breit machen und nach eitler Ruhme trachten; es genügt dem Gnostiker, wenn auch nur ein Zuhörer sich findet.»

¹⁶ Zitiert nach der Übersetzung der «Teppiche» von Franz Overbeck, wie auch alle folgenden Stellen aus den «Stromatis».

Bevor wir uns nun aufmachen, um einige Goldkörnlein in den «Irrgärten» der Strömteils zu finden, obliegt es uns noch, die geistige Situation aufzuzeigen, in der Klemens in die Geisteskämpfe des Urchristentums eingegriffen hat. Wir haben schon gehört, dass das Christentum in Ägypten vor 180 n.Chr. stark durchsetzt, wenn nicht sogar ganz beherrscht war von den ketzerisch-gnostischen Anschauungen des Basilides und Valentinus. Klemens hatte also auf der einen Seite zu kämpfen gegen diese ketzerische Gnosis, die das ganze Alte Testament verwarf, die sich verlor in kosmologischen Spekulationen, die Christus nur einen Scheinleib zusprach usw. Welche Gefahr liegt näher, wenn man einen Gegner zu bekämpfen hat, als dass man in das andere Extrem verfällt. Dieser Gefahr ist zum Beispiel Tertullian erlegen, der Zeitgenosse des Klemens in der westlich-römischen Kirche, der typische Vorläufer des römisch-katholischen Christentums. Er ist der Überzeugung, dass an allen Ketzereien die Philosophie und die Wissenschaften schuld seien. So ruft Tertullian in seiner Schrift: «Die Prozesseinrede gegen die Häretiker»:

«Was hat Athen mit Jerusalem zu schaffen, was die Akademie mit der Kirche, was die Häretiker mit den Christen? Unsere Lehre stammt von der «Säulenhalle Salomos» — (im Gegensatz zu der Säulenhalle der griechischen Philosophenschule, der Stoiker)«der selbst gelehrt hatte, man müsse den Herrn in der Einfalt seines Herzens suchen. Mögen sie meinethalben, wenn es ihnen so gefällt, ein stoisches und platonisches und dialektisches Christentum aufbringen! Wir indessen bedürfen seit Jesus Christus des Forschens nicht mehr, auch nicht des Untersuchens, seitdem das Evangelium verkündet worden. Wenn wir glauben, so wünschen wir über den Glauben hinaus weiter nichts mehr. Denn das ist das erste, was wir glauben: es gebe nichts mehr, was wir über den Glauben hinaus noch zu glauben haben.»¹⁷

Soweit Tertullian! Kommt uns diese Stimme nicht bekannt vor, auch im Blick auf die heutigen religiösen Auseinandersetzungen? Wie preist man auch heute noch weithin den «blinden Glauben» als die höchste Tugend des Christenmenschen! Diese Gefahr der Verherrlichung des religiösen Agnostizismus drohte schon dem jungen Christentum des ausgehenden 2. Jahrhunderts. Wäre das gesamte Urchristentum dieser Gefahr erlegen, dann wäre der Strom der urchristlichen Weisheit versandet im Bette weltfremder christlicher Sekten.

Klemens vermeidet bewusst das andere Extrem der ketzerischen Gnosis. Als echter Grieche wählt er auf seinen Geistespfaden den goldenen Weg der Mitte, das heißt, er macht ebenso Front gegen den religiösen Agnostizismus wie gegen die falsche Gnosis. Auf diesem goldenen Mittelweg erkennt er auch in der griechischen Philosophie eine Vorstufe der christlichen Weisheit wie im Alten Testament. Spöttisch bemerkt er:

«Wie die Kinder vor Gespenstern, so fürchtet sich die Menge vor der griechischen Philosophie» (Strom. VI, § 80, 5),

und ein andermal sagt er:

«Die meisten von denen, die sich Christen nennen, verstopfen sich — wie die Gefährten des Odysseus vor den Sirenen — die Ohren vor dem Laut der griechischen Wissenschaften in

¹⁷ Zitiert nach: «Bibl. d. Kirchenväter», Bd. 24, Seite 314.

dem Bewusstsein, dass sie, wenn sie ihnen einmal ihre Ohren öffnen werden, dann den Weg nach der Heimat nicht mehr fänden.» (Strom. VI, § 89, 1)

Demgegenüber aber betont Klemens:

«Derselbe Gott, der der Urheber beider Testamente ist, hat auch den Griechen die Philosophie gegeben» (Strom. VI, § 42, 1).

In der «Mahnrede an die Griechen» zerzaust Klemens zuerst mit sarkastischen Worten die griechische Volksreligion und ihren Götzendienst vor den selbstgemachten Bildwerken, um dann fortzufahren:

«Nach dem Herrn der Winde verlange ich, nach dem Herrn des Feuers, nach dem Schöpfer der Welt; nach dem, der der Sonne ihr Licht gibt; Gott suche ich, nicht die Werke Gottes. — Wen kann ich von dir als Gehilfen bei meinem Suchen nehmen? ... Wenn es dir recht ist, den Platon! Wie also, Platon, sollen wir Gott aufspüren?»

Dann zitiert Klemens das Platonwort aus dem Timäus:

«Den Vater und Schöpfer dieses Alls zu finden, ist eine schwere Aufgabe; und wenn man ihn gefunden, ist es unmöglich, ihn allen zu verkünden.» — «Warum denn in Gottes Namen?», so fragt Klemens zurück. «Weil es in keiner Weise in Worte zu fassen ist», lässt er Platon antworten, und er fährt selber fort:

«Trefflich, Platon! Du kommst der Wahrheit nahe; lasse aber nicht nach! Nimm gemeinsam mit mir die Frage nach dem Guten vor! Denn allen Menschen ohne Ausnahme; vor allem aber denen, die sich dem Denken hingeben, ist ein Ausfluss göttlichen Wesens eingeträufelt.»¹⁸

Ebenso nahe steht Pythagoras der christlichen Wahrheit nach Klemens, von dem herrliche Worte im Protreptikos angeführt werden, die den allgegenwärtigen Grund und Vater alles Seins preisen. Weil die griechischen Philosophen erleuchtet waren von dem Logos, dem vorirdischen Christus, darum sind sie der christlichen Wahrheit so nahe gekommen. Und deshalb erfüllte an den Griechen die Philosophie die gleiche Aufgabe wie das Alte Testament an den Israeliten: die Vorbereitung des Menschen auf die christliche Offenbarung. Ja Klemens prägt sogar den Satz: «Durch den Logos ist die ganze Welt zu Athen und Griechenland geworden» (Protrept. XI, 112; 1).

Aber dies ist zunächst Vorwegnahme eines fernen Zieles, dem jeder Christ nur langsam sich nähern wird. Auf dem Wege zu diesem Ziele unterscheidet Klemens drei Stufen der christlichen Entwicklung: den Glauben, die Erkenntnis (die wahre Gnosis) und die Anschauung Gottes. Der Glaube ist für jedermann die erste Stufe diesem Ziel entgegen. Wie die Sonne langsam die Pflanze zur Entfaltung bringt, bis sie ihre Blütenkelche zu öffnen vermag, so bildet der Glaube langsam die Organe der Gnosis. «Lasset uns das Licht in uns aufnehmen, damit wir Gott in uns aufnehmen können», sagt Klemens im Protreptikos (XI/113, 4). Wahre Gnosis aber, wirkliche Gotteserkenntnis, führt zur dritten Stufe: zum Augenöffnen der Seele: «Wie sollte nicht der Ersehnte sein, der den in Finsternis begrabenen

¹⁸ Zitiert nach: «Bibl. d. Kirchenväter», Bd. 8, N. R. Seite 144.

Sinn licht gemacht und die lichttragenden Augen der Seele geschärft hat?» (Protr. XI/113, 2) Aber schon die wahre Gotteserkenntnis ist ein Vorgeschmack der Ewigkeit während des Erdenlebens. Ja, Klemens preist die Erhabenheit der Gnosis, die zugleich im johanneischen Sinne schon Erlebnis der Ewigkeit unseres geistigen Wesenskernes ist, mit überschwänglichen Worten, die stark an Lessing erinnern:

«Würde jemand — dies sei als Annahme gedacht— dem Gnostiker die Wahl lassen, was er erwählen möchte, die Erkenntnis Gottes oder das ewige Leben, und wäre beides getrennt, was doch vielmehr ein und dasselbe ist, so würde er, ohne im geringsten zu schwanken, die Erkenntnis Gottes wählen, in der Überzeugung, dass die um der Liebe willen über den Glauben hinaus sich zur Gnosis erhebende Eigenart um ihrer selbst willen wünschenswert ist.»(Strom. IV, § 136.)

Wenn einer das Wort Christi im hohepriesterlichen Gebet verstanden hat: «Das ist das ewige Leben, dass sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesus Christus, erkennen», so war es Klemens von Alexandrien.

Aber dieser Aufstieg des Menschen vom Glauben zur Gnosis, zum Schauen, ist nur möglich durch die Gnade Christi. Klemens verkündigt keine Selbsterlösung.

«Die Sonne wird uns nie den wahren Gott zeigen können; sondern dies kann nur der heilbringende Logos, der die Sonne der Seele ist; durch diese Sonne allein, wenn sie im Innersten in der Tiefe des Geistes aufgegangen ist, wird das Auge der Seele erleuchtet.»(Protrept. 68; 4)

Wer denkt da nicht wiederum ans Johannesevangelium: «Gott hat niemand bisher mit Augen geschaut, der eingeborene Sohn, der im Innern des Vaters war, er ist der Führer in diesem Schauen geworden.» Oder wiederum ähnlich sagt Klemens: «Das Licht für die Menschen ist der Logos, durch den wir Gott schauen»(Protr. 84/6). Wundern wir uns da noch, dass der Prolog des Johannesevangeliums, der zu allen Zeiten bei denen im höchsten Ansehen gestanden hat, die ein spirituell vertieftes Christentum pflegten, auch für Klemens die Lieblingsstelle der ganzen Bibel bedeutet?

Aber damit stehen wir noch nicht im Allerheiligsten des Weisheitstempels, in den Klemens seine Schüler hineingeführt hat. Klemens hat außer kleineren Schriften, wahrscheinlich nach den «Teppichen» — noch ein Hauptwerk geschrieben, die Hypotyposesis. Eusebius sagt in seiner Kirchengeschichte von den beiden Werken:

«Von den, „Teppichen“ des Klemens sind noch alle acht Bücher bei uns erhalten. Er hatte ihnen die Überschrift gegeben: „Des Titus Flavius Klemens Teppiche wissenschaftlicher Aufzeichnungen über die wahre Philosophie“. Der Zahl nach ebenso viel sind die Bücher, welche er Hypotyposen betitelte. Darin erwähnt er ausdrücklich Pantainos als seinen Lehrer und führt von ihm Schrifterklärungen und Überlieferungen an.» (VI/13.)

Und im folgenden Kapitel sagt Eusebius von diesem Werke:

«In den Hypotyposen gibt Klemens, um es kurz zu sagen, gedrängte Auslegungen der ganzen Bibel, ohne die bestrittenen Schriften, wie den Brief des Judas, die übrigen katholischen Briefe, den Brief des Barnabas und die sogenannte Petrusapokalypse zu übergehen ...»¹⁹

Sie sehen: Eusebius kennt das Werk des Klemens genau. Er bringt in seiner Kirchengeschichte auch sonst viele interessante Angaben, vor allem über die Urgemeinde in Jerusalem, bei denen er ausdrücklich erwähnt, er habe sie den Hypotyposeis des Klemens entnommen. Da erhebt sich unwillkürlich die Frage: Warum besitzen wir dieses reifste Werk des Klemens, das seine «Auslegung der ganzen Bibel», also seine eigentliche Theologie, enthielt, nicht mehr? Die Antwort kann hier -ganz präzise gegeben werden: weil in den späteren Jahrhunderten dieses Werk der orthodoxen Kirche zu gefährlich erschien. Wir besitzen außer obigen Worten des Eusebius noch eine Angabe über diese Hypotyposeis des Klemens. Sie stammt von dem Patriarchen Photius von Konstantinopel, der als Laie — er war der führende Gelehrte des damaligen Byzanz — durch groben Verstoß gegen das Kirchenrecht auf den Patriarchenstuhl von Konstantinopel gekommen war. Darüber kam es ja dann zum Streit zwischen ihm und dem römischen Papste Nikolaus I. Und das führte zur ersten Spaltung der päpstlich-westlichen und der östlichen Kirche. Das war in den Jahren 858-867. Dieser Patriarch Photius hat die Hypotyposen des Klemens auch noch gekannt; aber er sagt von ihnen, in einigen der Auslegungen des Alten und Neuen Testaments lehre Klemens rechtgläubig, in andern aber lasse er sich zu ganz und gar gottlosen und erdichteten Worten hinreißen. Und Photius zählt dann die angeblichen Ketzereien des Klemens auf: In den Hypotyposeis werde die Ewigkeit der Materie und eine Ideenlehre aus gewissen Bibelworten entwickelt. Der Logos, der Sohnesgott, werde darin zum Geschöpf erniedrigt, auch «gaukle er Seelenwanderungslehren und die Existenz vieler Welten vor Adam vor. Und Eva sei aus Adam nicht so wie die kirchliche Lehre es vorschreibe, sondern auf schändliche und gottlose Weise hervorgegangen». Die Erzählung von 1. Mose Kap. 6 habe Klemens als eine fleischliche Vermischung von Engeln und Weibern aufgefasst. Auch über den Logos und sein Verhältnis zum Vatergott und seine Menschwerdung habe Klemens falsch gelehrt».²⁰

Vielleicht darf hier eine persönliche Bemerkung eingeschaltet werden! Als der Verfasser dieser Betrachtungen als junger Basler Gymnasiast und Theologiestudent die Schriften Rudolf Steiners allmählich kennenlernte, da staunte er zunächst am meisten darüber, dass in Rudolf Steiners Weltbild die Weltentwicklung nicht mit der Erschaffung des heutigen sichtbaren Weltalls beginnt, sondern dass ja Rudolf Steiner davon erzählt, wie sich seinem geistigen Blicke vor der Entstehung des heutigen Sonnensystems drei frühere Entwicklungszustände unseres Weltsystems eröffnet hätten, das, was er nennt den alten Saturn-, den alten Sonnen- und den alten Mondenzustand unseres Planetensystems.²¹ Je mehr er dann einzusehen begann, wie manche Daseinsrätsel sich lösen, wenn wir diese Forschungsergebnisse Rudolf Steiners auch nur als Arbeitshypothesen zur Kenntnis nehmen, um so brennender stand vor ihm die Frage: War Steiner innerhalb der christlichen Zeitepoche der erste Mensch, der davon sprach, dass die Menschheit nicht erst mit Adam

¹⁹ Zitiert nach: «Bibl. d. Kirchenväter», Bd. 1, N. R. Seite 278 und 279 f.

²⁰ Diese interessante Stelle aus Photius: «Bibi. cod.» 109, ist im Urtext abgedruckt in Th. Zahn: „Forschungen und Geschichte des neutestamentlichen Canons“ 3: Supplementum Clementinum.

²¹ Vgl. darüber vor allem Rud. Steiners Werk: «Die Geheimwissenschaft im Umriss».

ihre kosmische Geschichte begonnen hat? Und siehe da, da begegnet ihm in seinen geschichtlichen Studien dieser Weise von Alexandrien und verkündigt: Vor Adam hat es schon pollus kósmos, schon viele kosmische Zustände gegeben, und in diesen früheren kosmischen Zuständen hat auch der Mensch schon seine «Metempsychóseis», seine seelischen Metamorphosen, seine stufenweisen Verwandlungen, durchgemacht. Dass Klemens dann auch die Entstehung der Eva aus der Rippe Adams richtig gedeutet hat als die symbolische Schilderung der Geschlechtertrennung des Menschen im paradiesischen Äon, der vorher das männliche und das weibliche Prinzip in sich vereinigt hatte, das wird uns nun nicht mehr in Erstaunen setzen. Klemens kannte seinen Platon zu genau und wusste zu gut Bescheid um die Geheimnisse der griechischen und der morgenländischen Mysterien, als dass er diese Tatsachen, die in den vorchristlichen Mysterientraditionen immer gewusst worden waren, nicht gekannt hätte. Wir finden auch in den «Teppichen» schon Hinweise darauf, dass Klemens wusste: Alle Wesen bis hinauf zu den höchsten Engelstufen befinden sich in fortschreitender Entwicklung. Unser Menschenziel ist es, am Ende der Erdenentwicklung die Engelstufe zu erreichen. Engel schreiten aufwärts, wenn sie nicht, wie die geistigen Widersachermächte, zu kosmischen Rebellen werden, zur Erzengelstufe. Nur einer thront in unwandelbarer Vollkommenheit über allein Wandel des Irdischen und Zeitlichen: der dreieinige Gott, von dem Klemens die herrlichen Worte spricht:

«Gott, der anfanglos ist, ist der vollkommene Anfang aller Dinge, des Anfangs Urheber. Sofern er Wesen ist, ist er der Anfang der Physik; sofern er das Gute ist, Anfang der Ethik; sofern er aber Vernunft ist, Anfang der Logik und Kritik; daher ist auch allein Lehrer der Logos, der Sohn des Geistes, das heißt, des Vaters, der Erzieher der Menschen.»

Wenn wir darauf achten, wie hier der Vater in Beziehung gesetzt wird zu der physischen Welt, zu der Welt der Güte und der Liebe und zu der Welt der vernunftbegabten Wesen, und wie so seine trinitarische Offenbarung entsteht, dann werden wir einsehen, wie nah verwandt das Glaubensgebet der Christengemeinschaft, das von einem «allmächtigen geistig-physischen Gottwesen» spricht, dem Sprachgebrauch des Klemens ist. Die spätere Zeit hat es mit den Hypotyposes des Klemens gemacht wie mit den spirituellsten Werken seines größten Schülers, des Origenes: sie hat sie verschwinden lassen! Ja wir vermuten, dass eigentlich auch die Absicht bestanden hatte, die acht Bücher seiner «Teppiche» verschwinden zu lassen. Wir besitzen nämlich heute von den «Teppichen» nur eine einzige Handschrift, in der das Titelblatt fehlt samt den ersten Kapiteln sowie das ganze achte Buch dieses Werkes. Vielleicht war dies fehlende Titelblatt der glückliche Umstand, der das Werk in eine Zeit hinüberrettete, in der wieder genügend Sinn vorhanden war für die geistigen Schätze, die es birgt. Was würde uns wohl das bisher noch verlorene achte Buch der «Teppiche» allein noch schenken an urchristlicher Weisheit, wenn es durch einen glücklichen Zufall noch irgendwo im Sande Ägyptens sollte gefunden werden? Umso dankbarer sind wir dem Patriarchen Photius, dass er uns durch seine summarische Aufzählung der von ihm verächtlich als Ketzereien bezeichneten Gedanken des Klemens wenigstens einen streiflichtartigen Blick hat tun lassen in das Allerheiligste des klementinischen Weisheitstempels.

Klemens hat den Dienst an der Katechetenschule in Alexandrien nicht in ungestörter Ruhe bis an sein Lebensende ausüben können. Im Jahre 202 verbot ein Edikt des Cäsars Septimius Severus den Übertritt zum Christentum. Eine heftige Christenverfolgung begann nun vor allem in Nordafrika und Ägypten zu wüten. Da verließ Klemens die Stätte seiner reichen Wirksamkeit, offenbar schon in höherem Alter stehend. Er konnte dies umso getroster tun, da er, wie wir in den beiden folgenden Betrachtungen sehen werden, in Origenes einen Nachfolger gefunden hatte, der seinen Lehrer an Weisheit und Gelehrsamkeit noch überstrahlen sollte. Etwa um das Jahr 211 herum finden wir die Lebensspur des Klemens noch einmal in Antiochia in Syrien und Kleinasien. Wenige Jahre später erwähnt der Bischof Alexandros von Jerusalem seinen Lehrer Klemens schon als gestorben.

In den bald darauf anbrechenden Jahrhunderten der Unduldsamkeit wäre Klemens beinahe dem Schicksal seines Schülers Origenes verfallen, als Ketzer verurteilt zu werden. Heute aber anerkennen vorurteilslose Denker seine überragende Bedeutung. «Sein Name bedeutet eine gewaltige Vorwegnahme viel späterer Denkleistungen», so urteilt Prof. Bernoulli (Basel), der vor einigen Jahren die Overbecksche Übersetzung der Stromateis ins Deutsche zum ersten Mal im Druck herausgegeben hat. Und Overbeck selber hat die «Teppiche» «das kühnste literarische Unternehmen in der Geschichte der christlichen Kirche» genannt.

Wir aber grüßen in Klemens nicht nur den überragenden Denker, der es unternommen hat, die urchristliche Weisheit zu konfrontieren mit der gesamten Kultur der damaligen Zeit, sondern auch den verschwiegenen Lehrer der wenigen, der die leuchtenden Perlen der urchristlichen Geheimtradition als erster uns überliefert hat. Möge sein Bild, das jetzt nur mit wenigen Strichen gezeichnet werden konnte, uns befeuern, gerade in diesen Tagen, wo der Geist der Zerstörung und Vernichtung wieder Orgien feiert, doppelt stark zu ringen um wahre Gnosis, um weisheitsvolle Erkenntnis. Tun wir das aus der Überzeugung heraus, die Rudolf Steiner einmal während des Weltkrieges in die Worte gefasst hat:

«Es ist wahr, was immer von Eingeweihten gesagt wurde: Wenn das den Menschen durchströmt, was von spiritueller Weisheit kommt, dann ist es ein großer Schrecken der Finsternis für die ahrimanischen Mächte, und ein verzehrend Feuer. Wohl ist es den ahrimanischen Engeln in den Köpfen zu wohnen, die heute mit ahrimanischer Wissenschaft erfüllt sind; aber wie verzehrend Feuer, wie ein großer Schrecken der Finsternis werden diejenigen Köpfe von den ahrimanischen Engeln empfunden, die mit spiritueller Weisheit durchsetzt sind. Nehmen wir solch eine Sache in ihrem vollen Ernst, fühlen wir, dass — wenn wir uns mit spiritueller Weisheit durchsetzen, wir dann so durch die Welt gehen, dass wir ein rechtes Verhältnis begründen zu den ahrimanischen Mächten, dass wir selber durch das, was wir tun, das aufrichten, was da sein muss : dass wir zum Heile der Welt aufrichten die Stätte des verzehrenden Opferfeuers , die Stätte, wo der Schrecken der Finsternis strahlt über das schädliche Ahrimanische .»²²

²² Vortrag vom 20. Oktober 1917 in Dornach.

Origenes I - Sein Leben im Dienste der göttlichen Weisheit

Während das Leben des Klemens von Alexandrien, des großen Lehrers des Origenes, fast ganz in Dunkel gehüllt ist, so dass sein Lebensschicksal gegenüber seinem literarischen Werke notwendigerweise in den Hintergrund treten muss, steht das Lebensschicksal des Origenes von Anfang bis Ende im hellen Lichte der geschichtlichen Quellen. Eusebius, der ja seine erste Kirchengeschichte des Urchristentums etwa 60 Jahre nach dem Tod des Origenes geschrieben hat, sagt im 6. Buche seines Werkes: «Wollte es jemand unternehmen, das Leben dieses Mannes in Muße zu beschreiben, dann hätte er viel zu sagen, und die Darstellung würde ein eigenes Werk erfordern.» Was dann Eusebius, «so kurz wie möglich zusammengefasst», über ihn mitteilt, das ist ihm «aus Briefen und aus Mitteilungen seiner jetzt noch lebenden Schüler bekannt geworden».²³ Es darf aber weitgehend geschichtliche Treue und Zuverlässigkeit in Anspruch nehmen.

Schon Eusebius hat bekannt: «Das Leben des Origenes scheint mir sozusagen schon von den Windeln an erwähnenswert zu sein.» Er wird etwa 35 Jahre jünger gewesen sein als sein Lehrer Klemens, denn er ist im Jahre 184 oder 185 in Alexandrien als der älteste Sohn christlicher Eltern von griechischer Abstammung geboren worden. Sein Vater, Leonides, von Beruf Elementarlehrer, war ein gelehrter und frommer Mann, der seinen ältesten Sohn von früher Jugend auf sowohl in den griechischen Wissenschaften: Grammatik, Logik, Rhetorik und Mathematik, als auch in der Kenntnis der Heiligen Schrift unterrichtete. In anschaulicher Weise berichtet darüber Eusebius:

«In außergewöhnlicher Weise hatte Origenes sich dem Studium der Schrift hingegeben, da der Vater zu der gewöhnlichen Schulbildung hin gerade hierauf das Hauptaugenmerk gerichtet. Dieser hielt ihn vor allem dazu an, sich vor dem Studium der heidnischen Wissenschaften in der heiligen Weisheit zu üben. Täglich verlangte er von ihm, dass er Stellen der Schrift auswendig lerne und hersage. Dies war dem Knaben nicht zuwider.» (Origenes hat so von früher Jugend auf zu seiner umfassenden Schriftkenntnis den Grund gelegt) «Er verlegte sich vielmehr mit größter Freude darauf. Ja mit dem einfachen und oberflächlichen Lesen der Heiligen Schrift war er nicht zufrieden, er suchte mehr und befasste sich bereits damals mit dem tieferen Sinn, so dass er dem Vater zu schaffen machte mit der Frage, was der hinter der inspirierten Schrift stehende Wille auszudrücken wünsche. Dem Scheine nach wies ihn der Vater zurecht und warnte ihn davor, nach etwas zu forschen, was er in seinem Alter nicht verstehen könne und was über den Wortsinn hinausgehe; im geheimen aber war er aufs höchste erfreut und dankte von ganzem Herzen Gott, dem Urheber alles Guten, dass er ihn gewürdigt hatte, Vater eines solchen Sohnes zu sein. Wie man erzählt, trat er oft an den schlafenden Knaben heran, ihm die Brust, den Tempel des Heiligen Geistes, zu entblößen, sie ehrfurchtsvoll zu küssen und sich wegen des guten Kindes glücklich zu preisen. Dieses und ähnliches wird aus der Jugendzeit des Origenes erzählt ».²⁴

²³ «Bibl. d. Kirchenväter», 1. Bd. N. R., Buch VI; 2-3.

²⁴ «Bibl. d. Kirchenväter», 1. Bd. N. R., Buch VI; 2-3.

Neben den Vater trat sehr bald als Lehrer des frühreifen Jünglings Klemens, der damals Leiter der alexandrinischen Katechetenschule war. Und so kurz auch die Zeit gewesen sein mag, da Origenes zu Füßen des großen Lehrers sitzen durfte, zwei Geistesverwandte begegneten sich in diesen kurzen Jahren. Origenes hat Klemens stets als seinen geistigen Vater bekannt, und er hat das Werk, das dieser in Alexandrien gepflegt hatte, aufs herrlichste fortgesetzt. Denn erst 17 Jahre alt war Origenes, als im Jahre 202 der römische Cäsar Septimius Severus über die Christen jene grausame Verfolgung verhängte, die besonders in Ägypten stark wütete. Damals wurde auch Leonides von seiner Gattin und ihren sieben Kindern hinweggerissen und ins Gefängnis geführt. Nun, da die Flamme der Verfolgung mächtig emporloderte und viele Christen den Märtyrertod starben, offenbarte der bisher so lernbegierige Jüngling einen neuen Wesenszug: eine fast unbändige Opfergesinnung und eine glühende Sehnsucht nach dem Martyrium. Hören wir darüber wieder den Bericht des Eusebius:

«Da erfasste auch die Seele des noch jugendlichen Origenes die Begeisterung für das Martyrium, so dass er sich geradewegs in die Gefahren begeben und in den Kampf stürzen wollte. Es hätte nun nicht viel gefehlt, und er hätte sein Leben eingebüßt, wenn nicht die göttliche, himmlische Vorsehung zum Nutzen vieler durch seine Mutter seinem Vorhaben entgegengetreten wäre. Zunächst bestürmte ihn die Mutter mit Worten und bat ihn, Rücksicht auf ihre mütterliche Liebe zu nehmen. Als sie aber sah, dass er auf die Nachricht von der Gefangennahme und Einkerkerung des Vaters ganz im Verlangen nach dem Martyrium aufging und sich noch leidenschaftlicher darnach sehnte, versteckte sie alle seine Kleider und nötigte ihn so, zu Hause zu bleiben. Doch da ihn das für sein Alter ungewöhnlich große Sehnen nicht in Ruhe ließ, tat er, was er nicht lassen wollte, und schickte an den Vater einen Brief mit der dringenden Aufforderung zum Martyrium. Wörtlich mahnte er ihn darin: Hab acht, dass du nicht unsertwegen deine Gesinnung linderst! »²⁵

Ist das nicht merkwürdig von, einem 17-18jährigen Jüngling, der gesund, hochbegabt und willensstark am Anfang eines verheißungsvollen Lebensweges steht? Nun, der Vater blieb standhaft und starb für seine Glaubensüberzeugung den Märtyrertod. Weil aber das Vermögen dieser vom Staate wegen ihres christlichen Bekennermutes hingerichteteten auch gleich eingezogen wurde, stand nun die Mutter des Origenes mit ihren sieben Waisenkindern völlig ohne Mittel da. Die Familie muss aufgelöst werden. Origenes «findet Aufnahme und Unterhalt bei einer sehr reichen und vornehmen Frau». Aber da warten nun andere, innerlichere Gefahren auf ihn: Diese Gönnerin hat einen Adoptivsohn, Paulus mit Namen, der schon im Mannesalter steht und wegen seiner großen Gelehrsamkeit von vielen Christen aufgesucht und geschätzt wird. Aber dieser Paulus ist ein Anhänger der damals in Ägypten ja noch sehr weit verbreiteten Irrlehren, wahrscheinlich gnostischer Färbung. Origenes besteht auch diese Probe. Nicht nur lässt er sich von des Paulus Irrlehren nicht anstecken; er beginnt nun sogar, weil auch sein Lehrer Klemens sich der Verfolgung durch die Flucht entzogen hatte, in dem von allen christlichen Lehrern entblößten Alexandrien eine Schar Heiden zu sammeln, um ihnen das Evangelium auszulegen. Das lenkt die Augen des Leiters der alexandrinischen Christengemeinde auf Origenes, und mit 18 Jahren wird er als

²⁵ «Bibl. d. Kirchenväter», 1. Bd. N. R., Buch VI; 2-3.

Nachfolger seines Lehrers Klemens zum Leiter der berühmten Katechetenschule ernannt. Das geschieht noch mitten in der Zeit der Verfolgung unter Septimius Severus. Es erscheint uns wie ein Wunder, dass Origenes nicht auch von der Verfolgung erfasst wurde, während er wie immer sehr unerschrocken auf seinem exponierten Posten stand. Er musste mitansehen, wie manche seiner Studiengenossen von der grausamen Verfolgung erfasst wurden.

Er aber

«stand den heiligen Märtyrern nicht nur zur Seite, solange sie noch im Gefängnis waren und das Endurteil noch nicht über sie gesprochen war, sondern auch nachher, wenn sie zum Tode geführt wurden, freimütig und geradewegs den Gefahren entgegengehend. Er wäre auch, wenn er so mutig zu den Märtyrern trat und sie offen und frei mit einem Kusse begrüßte, oftmals von dem herumstehenden wütenden Pöbel fast gesteinigt worden, wenn er nicht ein für alle Mal unter dem Schutze der göttlichen Rechten gestanden und so stets auf wunderbare Weise entkommen wäre»²⁶(Euseb. VI; 3.)

Er war eben von der göttlichen Vorsehung zu anderem bestimmt als zum Märtyrertod in jugendlichen Jahren. Aber merkwürdig bleibt das verschiedene Verhalten des Klemens und des Origenes dem Märtyrerschicksale gegenüber. Klemens entzieht sich, wie wir gehört haben, durch die Flucht aus Alexandrien und Ägypten diesem Schicksal, soweit es in seinen menschlichen Kräften steht. Und er begründet einmal diese Haltung mit einer Überlegung, die er anknüpft an das Wort Christi: «Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, so flieht in eine andere» (Matth 10, 23). Klemens sagt darüber:

«Wenn der Herr uns dies sagt, so mahnt er zur Flucht, nicht als wäre die Verfolgung ein Übel; nicht als ob wir fliehen sollten, weil wir den Tod fürchteten; sondern er will, dass wir niemandem gegenüber schuldig, noch mitschuldig an irgendeinem Übel werden, an uns selber und dann an dem, der uns verfolgt, und an dem, der uns tötet. Er befiehlt nämlich in einer gewissen Weise, vor dem Tode auszuweichen; wer aber nicht gehorcht, ist verwegen und stürzt sich selber in Gefahr. Wenn nun, wer einen, Menschen Gottes tötet, gegen Gott sündigt, so wird auch für den, der ihn tötet, verantwortlich, wer sich selber dem Gerichte ausliefert ... wer sich der Verfolgung nicht entzieht und sich durch Tollkühnheit fangen lässt. Ein solcher wird, soviel an ihm ist, zum Beförderer der Schlechtigkeit seines Verfolgers. Reizt er ihn aber außerdem, so ist er vollends schuldig, weil er das Tier herausfordert.» (Strom. 4; 385/40 f.)

Hier sehen wir die reife Lebensweisheit des Klemens, der nicht nur an sich und sein Schicksal denkt, sondern auch an das furchtbare Schicksal derer, die peinigen, foltern, töten müssen im Auftrag eines Höheren und deren Schicksal belastet wird durch jedes neue Martyrium. Aus solchen Gründen hat sich Klemens in der Verfolgung von 202 durch die Flucht von Alexandrien nach Kleinasien dem Martyrium entzogen.

Origenes wäre gewiß der letzte gewesen, der diese Gründe und Rechtfertigungen des Klemens für seine Flucht nicht anerkannt hätte. Aber Origenes weiß: Es gibt auch dieser Frage gegenüber verschiedene Gesichtspunkte. Man kann auch da die Akzente verschieden setzen, je nachdem man mehr auf die irdische oder mehr auf die geistige Welt hinblickt. —

²⁶ «Bibl. d. Kirchenväter», 1. Bd. N. R., Buch VI; 2-3.

Im Jahre 235, als Origenes schon in Cäsarea-Palästina wirkte, wurden während einer neuen Verfolgung zwei Angehörige der dortigen Gemeinde: der Presbyter Protokletus und der Diakon Ambrosius, eingekerkert. Da schrieb Origenes für sie die Schrift: «Ermahnung zum Martyrium». In ihr muntert Origenes die beiden im Gefängnis ihrem Prozess entgegensehenden Christen zu unbedingter Standhaftigkeit auf. Er weiß:

«Der Mensch liebt das Leben noch, auch wenn er schon die Überzeugung gewonnen hat, dass die vernünftige Seele ihrem Wesen nach mit Gott verwandt ist.» Aber er freut sich darauf, bis er den vergänglichen Leib ablegen kann, «der die Seele beschwert», «das den vielsinnenden Geist (!) belastende irdische Zelt». Dann, wenn diese Fesseln des Leibes gesprengt sind, dann «werden wir das durch das Weltall hindurch wirkende lebendige Wort ganz anschauen und von ihm genährt werden und die ihm innewohnende Weisheit erfassen und von dem, der die Wahrheit selber ist, gebildet..., und erleuchtet werden».

Wer so schreibt, der wurzelt mehr im Geistigen als im Irdischen, mehr im Unsichtbaren als im Sichtbaren. Der Apostel Paulus hat dieser Geisteshaltung Ausdruck gegeben in seinem Wort: «Ich habe Lust, abzuschneiden, um bei Christo zu sein.» Und das ist in der Tat neben seiner überragenden Weisheit ein Hauptcharakterzug des Origenes: diese restlose Hingabe und Treue der übersinnlichen Welt gegenüber. Origenes gehört nicht dem Typus der Gelehrten an, der ein Leben in behaglicher Beschaulichkeit und Bequemlichkeit mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu verbinden sucht. Er ist eher der Vorläufer des Dominikanerordens in dessen großer Zeit, der Weltentsagung und hohe Gelehrsamkeit miteinander zu verbinden suchte. So soll Origenes mehrere Jahre barfuß, ohne je einen Schuh zu tragen, in Alexandrien herumgegangen sein.

«Mit einem Eifer, den man bei seinem Alter nicht hätte erwarten mögen, hielt er in Kälte und Entblößung aus und ging in seiner übertriebenen Anspruchslosigkeit bis zum Äußersten, wodurch er seine Umgebung in Staunen setzte.»

Mit 18 Jahren wurde Origenes, wie wir schon hörten, nach der Flucht des Klemens aus Alexandrien Vorsteher der dortigen Katechetenschule. Um nun nicht in Abhängigkeit von irgendjemandem zu geraten, soll er einen Teil seiner Bibliothek verkauft haben, vor allem die heidnischen griechischen Schriftsteller, gegen eine tägliche Rente von 4 Obolen (ca. einem Franken), die ihm der Käufer der Bücher auszubezahlen hatte. Viele Jahre verlebte er so in äußerlich höchst bescheidenen Verhältnissen. Ja sein Rigorismus, seine rückhaltlose Hingabe an den Dienst, dem er sein Leben geweiht hatte, kommt wohl am deutlichsten zum Ausdruck in einer Tat, die nur zu verstehen ist als ein Ausfluss dieser unbedingten Hingabe an sein Lebensideal, die vor keinem Opfer zurückschreckt, wenn sie sie zur Erlangung des Zieles als förderlich ansieht. Hören wir darüber wieder den Bericht des Eusebius:

«Origenes, der in dieser Zeit an der Katechetenschule zu Alexandrien wirkte, vollzog eine Tat, die zwar noch unreifen jugendlichen Sinn verriet, aber zugleich auch ein herrliches Zeugnis von seinem Glauben und seiner Enthaltensamkeit gab. Er fasste das Wort: Es gibt Verschnittene, die sich um des Himmelreiches willen selbst verschnitten haben allzu wörtlich und unbesonnen auf. In dem Glauben, das Heilandswort zu erfüllen, und zugleich in der Absicht, damit jedem Verdachte und schändlicher Verleumdung, wie sie von heidnischer

Seite wider ihn, den noch jugendlichen christlichen Lehrer von Männern und Frauen, erhoben werden könnten, den Boden zu entziehen, ließ er sich dazu hinreißen, dieses Herrenwort in die Tat umzusetzen. Dabei war er sorglich bedacht, dass dies der großen Zahl seiner Schüler verborgen bliebe. Indessen gelang es ihm bei allem Willen nicht, eine solche Tat zu verheimlichen. Als später Demetrius, der dortige Bischof, davon erfuhr, zollte er ihm ob der kühnen Tat größte Bewunderung, lobte seinen Eifer und die Echtheit seines Glaubens, ermunterte ihn, mutig zu sein, und forderte ihn auf, sich nun erst recht dem Unterricht zu widmen. So dachte Demetrius damals. Doch als er bald darauf sah, welche Erfolge Origenes hatte und wie er groß, berühmt und allgemein geachtet wurde, überkam ihn menschliche Schwäche, und er suchte in einem Schreiben an die Bischöfe des Erdkreises die Tat des Origenes als äußerst töricht hinzustellen. Er tat dies, nachdem die angesehensten und berühmtesten Bischöfe von Palästina, die von Cäsarea und Jerusalem, Origenes die Hand zur Priesterweihe aufgelegt hatten, weil sie ihn des Priesteramtes und der höchsten Ehre für würdig erachteten. Da Origenes zu großem Ansehen gelangt war und bei allen Menschen aller Orte einen Namen und ob seiner Tugend und Weisheit nicht geringen Ruhm erworben hatte, erhob Demetrius in Ermangelung irgendwelchen anderen Anklagegrundes gegen ihn bittere Vorwürfe wegen der vor Jahren von ihm begangenen jugendlichen Tat und wagte es, seine Anklage auch auf jene auszudehnen, welche ihn zum Priester erhoben. Dies geschah allerdings erst später.»

Nettere Kirchengeschichtsschreiber wie Böhringer haben diese jugendliche Tat der -Selbstentmannung in Zweifel gezogen, indem sie sie als Erdichtung des Bischofs Demetrius, des späteren Gegners des Origenes, hingestellt haben. Aber außer Eusebius erwähnt auch Hieronymus in einem seiner Briefe diese Tat des Origenes. Und sein Gegner Demetrius hätte ja nicht die ganze Hetze gegen den gefeierten Lehrer auf diese Tat aufbauen können, wenn sie nicht geschehen gewesen wäre, es wäre ja dann dem Origenes ein leichtes gewesen, durch ein ärztliches Zeugnis seinen Gegner als elenden Lügner zu entwaffnen! Nein, Origenes war zeit seines Lebens, auch auf anderen Lebensgebieten, von jenem heiligen Radikalismus beseelt, den Christus, sein Meister, in die Worte gefasst hat: «Ärgert dich dein Auge, so wirf es von dir. Es ist dir besser, dass eines deiner Glieder verderbe, als dass der ganze Leib in die Hölle geworfen werde» (Matth. 5, 29). Dass es noch andere Wege gibt, um über das Fleisch und seine Triebe Herr zu werden, mag Origenes später eingesehen haben; für seine kompromisslose Unerbittlichkeit ist seine Jugendtat doch ein deutlicher Beweis.

So gleicht der äußere Werdegang des größten Gelehrten des Urchristentums der Gesinnung jenes Kaufmannes im Gleichnisse Christi, der eine köstliche Perle gefunden hatte und hinging, um alles zu verkaufen, was er hatte, damit er diese eine köstliche Perle sich erwerben könnte. Und Origenes hat nicht umsonst in beispiellosem Opfersinn alles hingegeben, er hat in ebenso beispiellosem Maße inneren Gewinn und äußeren Erfolg dabei erringen dürfen. Hatte er zu Beginn seiner Wirksamkeit an der verwaisten Katechetenschule noch Zeit gefunden, als Schüler des Ammonius Sakkas, des Stifters des Neuplatonismus, sich in der griechischen Philosophie weiterzubilden, so wuchs bald die Zahl der Schüler dermaßen, dass er den Unterricht nicht mehr allein zu bewältigen vermochte, trotzdem er den ganzen Tag lehrte und die Nacht zum Studium benützte. Da übertrug er dem Heraklas, einem der begabtesten seiner Schüler, den Unterricht an den Anfängern und reservierte sich

die Kurse an den Oberstufen. Aber neben dieser ausgedehnten und fruchtbaren Unterrichtstätigkeit findet Origenes schon in jungen Jahren nun auch noch Zeit zu ausgedehnter schriftstellerischer Arbeit. Zu erwähnen ist da an erster Stelle ein Riesenwerk, das Origenes volle 28 Jahre lang beschäftigte, die Herausgabe der sogenannten Hexapla. Das gesamte Diasporajudentum schon seit den Zeiten der Apostel — man denke nur an Paulus — las ja das Alte Testament nicht mehr in hebräischer Sprache, sondern in der sogenannten Übersetzung der Siebzig, in der Septuaginta, der griechischen Übersetzung des Alten Testamentes, die in Alexandrien entstanden war. Nun war es dem Scharfsinn des Origenes aufgefallen, dass dieser Text der Septuaginta nicht immer übereinstimmte mit anderen griechischen Übersetzungen des Alten Testamentes und auch nicht immer mit dem hebräischen Urtexte, auf den sich jüdische Gelehrte in ihren Disputationen mit Origenes beriefen. Da machte sich Origenes, schon in der Mitte seines Lebens stehend, noch daran, Hebräisch zu lernen — er war ja ganz in der griechischen Sprache und Gelehrsamkeit aufgewachsen —, dann sammelte er hebräische und griechische Handschriften der alttestamentlichen Bücher. Eine griechische Übersetzung der Psalmen entdeckte sein «Spähergeist» — wie Eusebius sagt — zum Beispiel in Jericho in einem Fasse, eine andere fand er in Nikopolis bei Aktium in Griechenland. Origenes, dieser vielseitige Geist war auch der erste «Handschriftenjäger» des Urchristentums! — Nun stellte Origenes von allen Büchern des Alten Testamentes 6-8 fache Abschriften her in der Weise, dass er in eine erste Kolumne den hebräischen Text in hebräischen Buchstaben hinschrieb, dann den gleichen hebräischen Text noch einmal in Umschrift durch griechische Buchstaben; dann in weiteren vier Kolonnen die griechischen Übersetzungen der Septuaginta, des Aquila, des Symmachus und des Theodotion. Für die Psalmen schrieb er sogar noch eine fünfte, sechste und siebente Übersetzung hin. Durch bestimmte Zeichen an Rande wurde ausgedrückt, wo die Septuaginta vom hebräischen Urtexte durch Auslassungen oder Zusätze abwich. So konnte der Benützer dieses Riesen-Bibelwerkes bei jeder Stelle des Alten Testamentes sofort feststellen griechischen Übersetzungen lautete. Leider sind nur Bruchstücke dieses einzigartigen Textwerkes des Urchristentums heute noch bekannt. Der Riesenumfang des Werkes war ein Hindernis für seine weitere Verbreitung. Ein wahrhaft unersetzlicher Verlust! Vielleicht aber hat sich hier schon jemand im Stillen gefragt: Wie war es denn dem armen Origenes mit seinen 4 Obolen Tagesrente möglich, diese Handschriften zu erwerben und das Riesenwerk zu finanzieren? An Origenes ist auch das andere Wort Christi aus dem 19. Kapitel des Matthäus-Evangeliums in Erfüllung gegangen:

«Wer verlässet Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Äcker um meines Namens willen, der wird's hundertfältig wiederbekommen.»

Ein reicher Einwohner von Alexandrien, Ambrosius mit Namen, war in der ersten Zeit seines Lebens Anhänger des Gnostikers Valentinus gewesen. Durch Origenes war er, wie so viele andere Häretiker Ägyptens, zur Rechtgläubigkeit zurückgeführt worden. Und Ambrosius dankte fortan dem Manne, der ihn zum wahren Christenglauben zurückgeführt hatte, dadurch, dass er seine schriftstellerische Arbeit in freigebigster Weise förderte und unterstützte. Ambrosius ermöglichte etwa vom Jahre 215 an die Herausgabe der Hexapla,

und er ermunterte den Origenes auch dazu, Kommentare, Erklärungen, der biblischen Bücher Alten und Neuen Testamentes herauszugeben. So sind im Laufe der Jahrzehnte von Origenes zu allen wichtigen Büchern des Alten und Neuen Testamentes Kommentare entstanden. Dies war für Origenes zeitlich neben seiner ausgedehnten Lehrtätigkeit nur möglich dadurch, dass ihm Ambrosius eine regelrechte «Kanzlei» mit allen Erleichterungen der damaligen Schreibkunst zur Verfügung stellte. Eusebius schildert uns diese «Diktierstube» des Origenes folgendermaßen:

«Von da an begann Origenes seine Kommentare zu den göttlichen Schriften zu schreiben, wozu ihn Ambrosius nicht nur durch unzähliges Zureden und Ermuntern, sondern auch durch freigebigste Unterstützung anhielt. Es standen nämlich Origenes beim Diktieren mehr als sieben Schnellschreiber zur Verfügung, welche sich zu bestimmten Zeiten ablösten; nicht geringer war die Zahl der Reinschreiber nebst den im Schönschreiben geübten Mädchen.»(Offenbar schrieb schon damals das weibliche Geschlecht schöner als das männliche!) «Die für dieses ganze Personal notwendigen Ausgaben bestritt Ambrosius in reichlichem Maße. Ja er nahm sogar mit unsagbarem Eifer an der mühevollen Bearbeitung der göttlichen Schrift teil, wodurch er Origenes ganz besonders zur Abfassung seiner Kommentare antrieb »²⁷

Origenes scheint dieser «unfassbare Eifer» seines Mäcenas für die schriftstellerische Arbeit manchmal doch etwas zu weit gegangen zu sein. Scherzweise soll er seinen Gönner, wie Hieronymus berichtet, oft «den Fronvogt bei seinen Arbeiten» genannt haben. Wie mancher stille Seufzer den Origenes, trotz seines angeborenen Arbeitseifers und seiner ungeheuren Willenskraft, dazu gebracht hat, seinem Gönner diesen «Ehrentitel» zu geben, wissen wir nicht. Immerhin wird es uns so erklärlich, dass der Umfang seiner literarischen Arbeiten ein fast unglaublicher wurde. «Er schrieb mehr», sagt Hieronymus von ihm, «als ein anderer zu lesen imstande wäre.» Die Zahl seiner Homilien, seiner predigtartigen Bibelauslegungen, war über tausend, die seiner Kommentare noch ungleich höher; sämtliche Schriften — die Briefe und die verschiedenen Bücher der einzelnen Werke für sich gerechnet — gibt Epiphanius auf 6000 an. Wenn diese Zahl auch zu hoch gegriffen sein sollte, so verdient doch das literarische Lebenswerk des Origenes, auch unter Berücksichtigung der technischen Hilfsmittel, die ihm Ambrosius und andere Gönner ermöglichten, das Prädikat «gigantisch» voll und ganz. In der nächsten Betrachtung werden wir versuchen, die Lebensanschauung und das theologische Denken, das in diesem Riesenwerke niedergelegt ist, etwas zu skizzieren. Es wird sich zeigen, dass es an geistiger Bedeutung und Eigenart nicht weniger bedeutsam ist als an äußerem Umfange!

Es versteht sich von selbst, dass eine solche Leuchte der Frömmigkeit, der aufopfernden Hingabe und der Weisheit nicht nur in der Weltstadt Alexandrien erkannt und mehr und mehr geschätzt wurde. Zu verschiedenen Malen wurde Origenes in wichtigen Missionen auf Reisen geschickt, oder er unternahm solche Reisen aus eigenen Antrieb. Eine erste solche Reise führte ihn etwa im dreißigsten Lebensjahre nach Rom. Origenes sagt selber darüber das Folgende: «Ich wünschte die uralte Kirche der Römer zu sehen.» Offenbar erfolgte sie also auf eigenen Antrieb! In Rom wurde Origenes persönlich bekannt mit Hippolytus, dem

²⁷ «Bibl. d. Kirchenväter», 1. Bd. N. R., Buch VI; 23.

ersten fruchtbaren Schriftsteller der Christengemeinde in der Hauptstadt des Reiches. Origenes verweilte aber nur kurze Zeit in Rom. Auf Veranlassung seines Bischofs Demetrius, der offenbar schon damals mit Eifersucht den Aufstieg seines Gemeindegliedes verfolgte und es an eine möglichst kurze Kette legen wollte, kehrte Origenes zu seiner Lehrtätigkeit in Alexandrien zurück.

Einige Zeit später erschien in Alexandrien ein römischer Offizier und überbrachte an Demetrius und den damaligen Statthalter von Ägypten ein Schreiben von dem Statthalter Arabiens mit der Bitte, ihm den Origenes zu schicken, damit er ihm gewisse Fragen, offenbar theologischen Inhaltes, beantworte. Origenes unternahm die Reise nach Arabien, erfüllte dort seine Mission zur Zufriedenheit des Statthalters und kehrte dann nach Alexandrien zurück. Dort brach im Jahre 215 auf Befehl des Cäsars Karakalla eine heftige, aber glücklicherweise nur kurze und auf Alexandrien beschränkte Christenverfolgung aus. Nun wich auch Origenes, wie 13 Jahre früher sein Lehrer Klemens, der Verfolgung aus. Er begab sich nach Cäsarea in Palästina. «Die dortigen Bischöfe baten ihn, obwohl er die Priesterweihe noch nicht empfangen hatte, er möchte vor der Gemeinde Vorträge halten und die göttlichen Schriften erklären.» Das war für Origenes damals eine neue Aufgabe. Seine Tätigkeit an der Katechetenschule war nicht Gemeindegearbeit im engeren Sinne gewesen. Sie war eher der Lehrtätigkeit an unseren Universitäten als der kirchlichen Arbeit unserer heutigen Zeit vergleichbar. Aber das ärgerte den empfindlichen Bischof Demetrius in Alexandrien dermaßen, dass er seinen bischöflichen Kollegen in Palästina heftige Vorwürfe machte: es sei doch unerhört, dass Laien in Gegenwart von Bischöfen Vorträge hielten! Diese aber verteidigten sich damit, dass sie darauf hinwiesen, das geschehe auch andererseits. Demetrius aber rief trotzdem den Origenes schleunigst nach Alexandrien zurück. Aber kaum hatte dieser dort seine Tätigkeit wieder aufgenommen, als Julia Mamäa, die Mutter des nachmaligen römischen Cäsars Alexander Severus, ihn nach Antiochia in Syrien rief. Sie hatte Kunde erhalten von dem großen Lehrer der Katechetenschule und wünschte ihn persönlich kennenzulernen. Origenes reiste unter militärischem Schutze nach Antiochia, weilte «einige Zeit bei ihr und unterrichtete sie in gar vielem zur Ehre des Herrn».

Wenn sie, wie berichtet wird, später Christin wurde, so hat sicherlich Origenes den stärksten menschlichen Einfluss auf sie ausgeübt. Als ihr Sohn Alexander Severus später römischer Kaiser wurde, soll er in seinem kaiserlichen Lararium — auf seinem Hausaltare — neben Bildern von Apollonius von Tyana, Abraham und Orpheus auch ein Christusbild aufgestellt haben. Sicher ist, dass während der ganzen Regierungszeit des Alexander Severus die Christen im ganzen Reiche Ruhe hatten, ja sich sogar einer gewissen Gunst der Regierung erfreuten, so dass in dieser Zeit von 222-235 das Christentum einen großen Aufschwung nehmen konnte. Gewiß hat Origenes, durch den Einfluss, den er auf Julia Mamäa in Antiochia ausübte, zu diesem Erfolge entscheidend mitgeholfen.

Abermals vergingen über 10 Jahre der fruchtbarsten Arbeit in Alexandrien, während derer vor allem die großen Kommentare zum Johannesevangelium, zur Genesis und zu den Psalmen gefördert wurden. Da wurde Origenes, dessen Ruf als Vorkämpfer der wahren Christuserkenntnis schon in der ganzen Christenheit verbreitet war, nach Griechenland gerufen, um dort gegen häretische Strömungen innerhalb der Christengemeinden zu wirken. Die Reise führte auf dem Landwege über Palästina. In Cäsarea kam Origenes wieder mit

seinen beiden bischöflichen Freunden zusammen, mit Alexander von Jerusalem und Theoktistos von Cäsarea. Sei es nun, dass diese Freunde ihm diesmal ermöglichen wollten, unbelästigt seine Weisheit auch in den Dienst der Gemeindeunterweisung zu stellen, oder dass sie ihm dadurch nur ihre Dankbarkeit und Verehrung bezeugen wollten, kurzum sie weihten Origenes in Cäsarea in seinem 46. oder 47. Lebensjahre zum Priester. Aber dies erweckte nun vollends den unauslöschlichen Zorn des Bischofs Demetrius von Alexandrien, der sich übergangen fühlte, weil er nicht vor der Weihe befragt oder gar um seine Zustimmung angegangen worden war. Demetrius holt nun zum vernichtenden Schläge aus gegen Origenes. Er beruft eine Synode von Bischöfen und Presbytern nach Alexandrien, die Origenes aus der Gemeinde von Alexandrien ausschließt. Aber das genügt dem Demetrius noch nicht. Er beruft eine zweite Synode, die nun nur aus Bischöfen besteht. Und die ist Demetrius so willfährig, dass sie dem Origenes auch die Priesterwürde abspricht. Und Demetrius beeilt sich, diesen Beschluss den Kirchen der ganzen Welt mitzuteilen. Offenbar hat in diesem Intrigenspiel, wie wir von Eusebius vernommen haben, Demetrius auf die Jugendtat des Origenes, seine Selbstentmannung, zurückgegriffen und sie in Ermangelung besserer Gründe zum Anlass genommen, ihm die Priesterwürde abzuspochen. Demetrius hofft in seinem unversöhnlichen Hasse durch die Bekanntgabe des Synodalbeschlusses an alle christlichen Gemeinden dem Origenes den Boden für sein weiteres Wirken überall zu entziehen. Aber die Kirchen von Palästina, Phönizien, Arabien und Griechenland — also die Länder, in denen Origenes persönlich bekannt war und Freunde hatte — anerkennen den Synodalbeschluss von Alexandrien nicht und halten schützend den Schild über den gefeierten Gelehrten. Immerhin scheint Origenes seine Vaterstadt Alexandrien, in der er während fast dreißigjähriger Tätigkeit so Großes gewirkt hatte, ziemlich fluchtartig verlassen zu haben. Im sechsten Buche seines Kommentares zum Johannesevangelium macht er die bittere Bemerkung, dass er «aus Ägypten hinausgeschleppt worden sei», wobei er auch den Anfang dieses 6. Buches seines Johanneskommentares verloren habe. Die Leitung seiner Katechetenschule hatte er noch seinem Mitarbeiter Heraklas übertragen können. Aber bald wendete sich das Blatt! Als sein Feind, Bischof Demetrius, einige Zeit darauf starb, wurde Heraklas dessen Nachfolger auf dem Bischofstuhle, und ein anderer seiner Schüler, Dionysius, wurde Leiter der Schule. Nach dem Tode des Heraklas durfte es Origenes dann noch erleben, dass auch Dionysius das Katheder der Schule mit dem Bischofstuhle von Alexandrien vertauschte und als Dionysius der Große die Traditionen des Origenes auch in Ägypten aufs wirksamste fortsetzte. So blieb das finstere Wüten des Demetrius auch für die Sache der Weisheit in Ägypten nur eine kurze Episode.

Nach seiner «Flucht aus Ägypten» wendet sich Origenes nach Cäsarea-Palästina. Von dort schreibt er an seine Freunde in Ägypten einen Brief, in dem er bekennt, er begnüge sich, seine Feinde und Verleumder dem Urteile Gottes anheimzustellen. Er müsse sie mehr bedauern als hassen und vielmehr Gott bitten, dass er ihnen barmherzig sei, als ihnen irgendein Übel anzuwünschen, denn wir seien ja da zum Segnen, nicht zum Fluchen. Wir sehen, Origenes bewährt sich auch in der dunkelsten Zeit seines Lebens, da er von seinem eigenen kirchlichen Vorgesetzten mit Neid und Hass überschüttet wird, als ein Jünger dessen, der gesprochen hat: «Segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.» — Und in seiner geistigen Wirksamkeit darf

er bald die Genugtuung erleben, dass der Ruf der neuen Katechetenschule, die er nun in Cäsarea gründet und leitet, den seiner früheren Wirkensstätte in Alexandrien noch überstrahlt. Und dazu hat wesentlich mitgeholfen die Dankrede an Origenes des Gregorius Thraumaturgus, die uns erhalten geblieben ist und die an Herzenswärme und rührender Dankbarkeit etwas vom Schönsten darstellt, was wir aus dem Urchristentum besitzen.

Gregor, der Verfasser dieser Rede, war zusammen mit seinem Bruder Athenodorus in der Stadt Neocäsarea in der Provinz Pontus, an der Südküste des Schwarzen Meeres, in Kleinasien in einer begüterten Familie geboren und aufgewachsen. Bis zu seinem 20. Lebensjahre war er in Neocäsarea auf das Studium der Rechte vorbereitet worden. Da bot sich unerwartet eine Gelegenheit, zusammen mit seinem Bruder eine verheiratete Schwester nach Cäsarea in Palästina zu begleiten, wohin deren Gatte, ein römischer Beamter, plötzlich versetzt worden war. Von Cäsarea aus wollten sich die beiden Brüder dann zum Beginn des juristischen Studiums in eine Universitätsstadt begeben. Doch siehe da, zufällig, wie man so sagt, werden die beiden Brüder in Cäsarea mit Origenes bekannt, der damals an seiner neuen Wirkensstätte schon einen Kreis von Schülern um sich gesammelt hatte. Origenes bemüht sich, die beiden Brüder zum Eintritt in seine Schule zu bewegen. Nach langem Widerstreben geben diese nach, studieren zuerst bei Origenes Dialektik, Logik, Naturwissenschaften und griechische Philosophie. Zugleich aber «verwundete Origenes die beiden mit dem Stachel der Freundschaft», bis «die Seele Jonathans sich verband mit der Seele Davids». Dann folgt in mehrjährigen Kursen das Studium der Heiligen Schrift und der göttlichen Geheimnisse. Der Erfolg dieses fünf Jahre dauernden Studiums ist der, dass Gregor sich beim Abschied von seinem Freund und Lehrer vorkommt wie Adam, als er aus dem Paradiese vertrieben wurde. Nun preist er in seiner Dankrede seinen Schutzengel, der ihn so wunderbar geführt hatte, und bittet Origenes mit rührenden Dankesworten, ihn auch weiterhin mit seinen Segenswünschen und seiner Fürbitte zu begleiten.

Gregorius hat seinem Lehrer auch im weiteren Leben Ehre gemacht. Er wird nach seiner Rückkehr in die Heimat, das noch fast ganz heidnische Pontus, zum Apostel der Provinzen am Schwarzen Meer oben. Er erhält durch ein übernatürliches Erlebnis Erleuchtung über die Geheimnisse der göttlichen Trinität. Und er geht als Gregorius Thraumaturgus, das heißt als Gregor der Wundertäter, in die Kirchengeschichte ein. Seine Lobrede auf Origenes aber, die er mit 25 Jahren beim Abschied von der Katechetenschule in Cäsarea in Anwesenheit des gefeierten Lehrers gehalten hat, ist uns ein unschätzbare Zeugnis für die Methoden und den Geist, die an dieser Schule geherrscht haben. Origenes wird da mit einem erfahrenen Gärtner verglichen, der das Erdreich gut vorbereitet, bevor er seinen kostbaren Samen ihm anvertraut. Diese Vorbereitung geschieht zuerst durch gründliches Studium der Logik und Dialektik; dann der Mathematik, Geometrie und Astronomie. Nicht minder aber bildet Origenes theoretisch und praktisch den Sinn für alles Gute und Edle, indem er wie in den alten Mysterienschulen die Seele abhärtet und den Willen stählt im Ertragen jeglichen widrigen Schicksals.

«Er war bestrebt, mich unempfindlich zu machen gegen Leid und jede Art von Unglück; dagegen fest gegründet in innerer Ordnung und innerem Gleichgewicht, endlich in Wahrheit göttlich und glücklich zu machen», sagt Gregor.²⁸

Die alten Kardinaltugenden der Griechen: Klugheit, Gerechtigkeit, Starkmut und Mäßigkeit, werden nicht nur gelehrt, sondern durch persönliches Vorbild vorgelebt. Und sie werden ergänzt durch Friedfertigkeit und Gottesfurcht. Auf einer zweiten Stufe führt dann Origenes hindurch durch alle philosophischen Systeme und dichterischen Werke der Griechen und weckt dabei die Erkenntnis und das Erlebnis ihrer relativen Wahrheit, um dann auf der dritten Stufe die göttliche Offenbarung durch Christus, den Logos, seinen Schülern zu vermitteln. So hat Origenes nicht nur Kenntnisse in umfassendstem Sinne und mit einer einzigartigen Weite des Horizontes vermittelt, sondern ebenso stark die Seelen seiner Schüler gebildet und den Geist zu einem dienstbaren Instrumente des göttlichen Logos entwickelt.

Es war Origenes von 231 bis zum Jahre 249, also 18 Jahre lang, vergönnt, in Cäsarea eine ganze Generation von Führern der östlichen Kirche heranzubilden. Ja in dieser letzten Wirkenszeit seines Lebens trat er auch noch als Prediger der Gemeinden in Palästina und Umgebung hervor und begründete dabei die predigtartige Schrifterklärung, die Homilie, so dass er mit Recht als der «Vater der Homilie» bezeichnet wird. Ohne sich noch besonders darauf vorbereiten zu müssen, predigte er wöchentlich mehrmals, oft täglich, und nun gab er den Schnellschreibern auch die Erlaubnis, diese Homilien nachzuschreiben, so dass Hieronymus von tausend oder mehr Predigten spricht, die erhalten geblieben seien. Und das Schicksal wollte es, dass von 244 bis 249 in Philipp Arabus in Rom ein Cäsar residierte, der den Christen überaus freundlich gesinnt war, an den Origenes Briefe schicken durfte wie auch an seine Gattin. Das waren nicht nur für Origenes, sondern für alle Christengemeinden im weiten Reiche Jahre der fruchtbarsten Aussaat in ein weites Ackerfeld.

Aber nun «fiel nochmals ein Reif in der Frühlingsnacht», dem auch Origenes zum Opfer fiel. Mit dem Nachfolger von Philippus Arabs, dem Cäsar Decius, kam der erste, ganz konsequente Christusgegner auf den Cäsarenthron, der durch Staatsgesetz eine allgemeine Christenverfolgung in allen Provinzen des Reiches anordnete. Durch das brutale kaiserliche Edikt von 250 sollten sämtliche Christen, auch die Frauen und die Kinder, gezwungen werden, durch ein heidnisches Opfer vor den Kaiserbüsten ihren Abfall vom Christentum zu bezeugen. Unter den vielen Standhaften, die eingekerkert wurden, befand sich auch der 66jährige Origenes. Er wurde in Cäsarea, wo schon Paulus so lange auf seine Freisprechung im Gefängnis gewartet hatte, in den finstersten Kerker geworfen. Eusebius zählt lakonisch auf:

«Seine körperlichen Qualen, seine Schmerzen in den eisernen Ketten und in den Winkeln des Verlieses, die vieltägige Ausspannung seiner Füße bis zum vierten Loche des Folterblockes, die Bedrohung mit dem Feuertode, das geduldige Ertragen aller andern von den Feinden ihm zugefügten Drangsale ... all dies berichten die so zahlreichen Briefe dieses Mannes wahrheitsgetreu.»

²⁸ «Bibl. d. Kirchenväter», 2. Bd., Seite 239.

Origenes wurde nämlich, als der Statthalter sah, dass er ihn durch keine noch so schmerzhaften Folterqualen zum Abfall zu bringen vermochte, nicht hingerichtet, sondern wieder freigelassen und von seinen Freunden nach Tyrus gebracht. Dort vermochte er, offenbar körperlich durch die überstandenen Qualen übel zugerichtet, nicht mehr öffentlich zu wirken; aber er stärkte durch Briefe noch viele der Verfolgten in ihren Drangsalen, bis er dann, fast 70jährig, an den Folgen der Kerkerhaft und der Folterung in Tyrus starb, wo er auch begraben wurde.

Was er sich schon in früher Jugend, beim Tode seines Vaters, gewünscht hatte, das standhafte Martyrium, das gewährte ihm sein Herr und Meister im Greisenalter, nachdem er seine hohen Geistesgaben im Dienste der Ausbreitung des Christentums in beispielloser Hingabe hatte anwenden dürfen. Der größte Gelehrte des Urchristentums wurde so auch eingereiht in die erhabene Schar der standhaften Bekenner und Märtyrer dieser ersten Heldenzeit unserer Religion.

Origenes hat von seinen Freunden den Zunamen Adamantius, der Stählerne oder Diamantene, erhalten. Dass nicht nur sein Wille so fest und hart wie Stahl, sondern auch sein Denken so leuchtend klar war wie Diamant, das wird die folgende Betrachtung zeigen.

Origenes II - Der größte Denker des Urchristentums

Nachdem wir in der letzten Betrachtung die bewegten Lebensschicksale des Origenes geschildert haben, wollen wir nun versuchen, den denkerischen Ertrag dieses reichen Lebens etwas zu skizzieren. Selbstverständlich kann es sich dabei im Rahmen dieser kurzen Betrachtungen nur um eine Skizze handeln, denn die Darstellungen des Weltbildes dieses größten Denkers und Gelehrten des Urchristentums, die einigermaßen Anspruch auf Vollständigkeit machen, füllen ganze Bücher. Aber manchmal gibt eine rasche Skizze, die von einem menschlichen Antlitz angefertigt worden ist, doch mehr von der Eigenart dieser Individualität als das schärfste photographische Porträt. Das setzt allerdings voraus, dass der skizzierende Künstler einen inneren Kontakt gewonnen hat zu dem darzustellenden Menschen. Zu Origenes hat sich der Verfasser — wenn es erlaubt ist, dies persönliche Bekenntnis vorzuschicken — schon als junger Theologiestudent hingezogen gefühlt wie zu kaum einer anderen Gestalt des nachapostolischen Urchristentums. Und das hing zum Teil damit zusammen, dass er schon damals sich hineinarbeiten durfte in die Geisteswissenschaft Rudolf Steiners, die einen wunderbaren Schlüssel bietet zum Verständnis der morgenländischen Urweisheit, der griechischen Mysteriengeheimnisse und der esoterischen Lehren des Urchristentums, wie wir sie in den Betrachtungen über Dionysius Areopagita und über Klemens von Alexandrien schon kennengelernt haben.

Das grandiose gedankliche Weltgebäude des Origenes aber kann nun geradezu anmuten wie ein Brennpunkt, in dem alle diese Strahlen der vorchristlichen und außerchristlichen Weisheit sich treffen und mit dem neuen leuchtenden Strahl der Christusweisheit sich vereinigen. Schon in der Betrachtung über Klemens von Alexandrien haben wir ja gezeigt, wie Pantainos, der erste uns bekannte Lehrer der alexandrinischen Katechetenschule, der Lehrer des Klemens, als Hebräer das Wissen um die israelitische und die altindische oder altarabische Weisheit vereinigte mit seiner christlichen Überzeugung. Dazu kam für ihn in Alexandrien das Wissen, ja zum Teil wohl noch die Anschauung der ägyptischen Weisheit und Kultur. Und Klemens fügte als der zweite Leiter der Katechetenschule dazu seine umfassende griechische Weisheit und Bildung, so dass schon in seinem Weisheitstempel sich die Strahlen der hebräischen, der ägyptischen, der morgenländischen und der griechischen Weisheit vereinigten mit dem Christentum. Aber Klemens hat uns ja kein systematisches Werk geschenkt, in dem er uns in Form eines klaren architektonischen Aufbaues eine Zusammenfassung seines christlichen Weltbildes gegeben hätte.

Seine Weisheitsschätze muten uns an wie Goldkörner, die zerstreut im Meeressande herumliegen. Hier hat nun Origenes eingesetzt. Er hat die zerstreuten Goldkörner des klementinischen Denkens gesammelt und hat daraus eine wohlgefügte Krone bereitet. Dies geschah vor allem durch sein Werk: Peri Archōn, die erste urchristliche Glaubenslehre.

Zuvor ein Wort über den Inhalt seiner übrigen Werke. Von seinem textkritischen Hauptwerk, der Herausgabe der Hexapla, der sechsfachen Textüberlieferung des Alten Testaments, wurde schon in der vorigen Betrachtung berichtet. Der Auslegung sowohl des Alten Testaments als auch der neutestamentlichen Bücher galten sodann etwa 260 bis 300 Bücher Kommentare und mehr als 1000 Homilien. Über den Prolog des

Johannesevangeliums, das heißt, die 18 ersten Verse des ersten Kapitels, hat Origenes allein volle fünf Bücher verfasst.

Etwa um seine Lebensmitte herum hat Origenes seine Vorlesungen an der Katechetenschule über die Grundlehren des Christentums, griechisch: Peri Archōn, lateinisch: de principiis, nachschreiben lassen oder selber diktiert. Da gibt Origenes zuerst eine Übersicht darüber, was damals als «regula fidei», als Glaubensregel, in den christlichen Gemeinden für jeden Gläubigen schon allgemeine Gültigkeit besaß. Bedenken wir: seit dem Mysterium von Golgatha sind noch nicht zweihundert Jahre über die Welt gegangen. Noch werden über 100 Jahre vergehen, bis das erste allgemeine christliche Konzil in Nicäa stattfinden wird. Noch gibt es kein christliches Dogma; auch über die Frage, welche Schriften ins Neue Testament hineingehören, welche nicht, herrscht noch lange keine Einigkeit. Origenes stellt deshalb zuerst die christlichen Glaubenssätze zusammen, die seiner Überzeugung nach schon allgemein eine Gültigkeit beanspruchen dürfen. Dem einfachen Gläubigen mag das Festhalten an dieser kurzen Glaubensregel genügen. Der Gnostiker aber will

«nach der Mahnung des Propheten Hosea: Zündet euch das Licht der Erkenntnis an — die Vernunftgründe für die Aussagen der Glaubensregel aufsuchen und daraus ein geordnetes Ganzes herstellen in der Art, dass er durch überzeugende und unwiderlegliche Schlüsse klarstellt, was in jedem einzelnen Falle wahr ist, sowie durch Belege, die er in den heiligen Schriften gefunden hat.»²⁹

Diese denkerische Arbeit wird darum der eigentliche Inhalt der Schrift Peri Archōn sein. Dabei aber muss man wissen, wie die Heilige Schrift zu gebrauchen ist. Die Bibel ist vom göttlichen Geiste inspiriert. Was heißt das? Am Ende der Hochblüte der Orthodoxie der protestantischen Kirche hat die helvetische Konsensusformel, die im Jahre 1675 entstanden ist und die schon Front machte gegen den heraufkommenden theologischen Liberalismus, auf diese Frage die Antwort gegeben:

«Die hebräische Handschrift des Alten Testaments ist sowohl in Bezug auf die Konsonanten als auch auf die Vokale, Punkte und Bedeutung der Punkte, und sowohl in Bezug auf den Inhalt wie die Worte von Gott eingegeben.»³⁰

Da wurde nicht nur daran geglaubt, dass der Heilige Geist selber allen biblischen Schriftstellern den Griffel geführt habe bei der Niederschrift ihrer Werke, sondern auch den späteren Abschreibern. Hätte Origenes diese Auffassung gehabt von der Inspiration der biblischen Schriften, er hätte sich all seine Riesenarbeit an der Hexapla füglich sparen können. Nein, Origenes hat noch eine radikal andere Auffassung von der Inspiration der Heiligen Schrift. Er sagt uns, das bedeute, dass sie

«neben dem in die Augen fallenden Sinn noch einen ganz anderen habe, der aber der Menge verborgen ist. Denn in dem Geschriebenen haben wir nur Zeichen gewisser Geheimnisse und Bilder göttlicher Dinge.»³¹

²⁹ Rinn und Jüngst: «Dogmengesch. Lesebuch», 1914, Seite 75.

³⁰ Rinn und Jüngst: «Dogmengesch. Lesebuch», § 60, Anmerk.

³¹ Rinn und Jüngst: «Dogmengesch. Lesebuch», 1914, Seite 75.

Ja Origenes ist überzeugt, dass alle Irrlehren und Häresien, die es ja auch zu seinen Lebzeiten schon gab, daraus entsprungen sind, dass «die heiligen Schriften nicht im geistigen Sinn verstanden, sondern dass sie nach dem nackten Buchstaben aufgefasst» werden! Und so lehrt er denn in Peri Archōn den dreifachen Schriftsinn der Heiligen Schrift mit den klassischen Worten:

«Dreifältig sollen wir den Sinn der heiligen Schriften in unsere Seele schreiben, damit der Einfältige sich sozusagen am Fleisch der Schrift erbaue — so nennen wir die gewöhnliche Auffassung. Wer aber weiter fortgeschritten ist, der erbaue sich an ihrer Seele; der Vollkommene aber, der denen gleicht, von welchen der Apostel sagt: Weisheit reden wir unter den Vollkommenen, Weisheit aber nicht dieser Welt «... sondern wir reden Gottesweisheit, der mag sich erbauen an dem geistigen Gesetz, das, den Schatten der zukünftigen Güter hat. Denn wie der Mensch besteht aus Leib und Seele und Geist, ebenso ist es mit der Schrift ...»³²

Das darf aber nun nicht so verstanden werden, dass die Schrift überall diesen dreifachen Schriftsinn aufweise. Nach Origenes hat die ganze Schrift einen geistigen Sinn, nicht aber hat sie überall einen leiblichen. «Deshalb hat der göttliche Logos es so geordnet, dass sozusagen einige Ärgernisse und Anstöße und Widersprüche» in die Darstellung der heiligen Schriften oft eingefügt sind. Diese «Klötze und Fußangeln», die uns beim aufmerksamen Lesen der Heiligen Schrift öfters begegnen, sollen uns geradezu dazu verhelfen, uns von dem bloß historischen Verständnis aufzuschwingen zu höheren Ebenen. Denn — so sagt Origenes wörtlich:

«Da es Stellen der Heiligen Schrift gibt, die Körperliches gar nicht haben, so muss man zuweilen sozusagen bloß die Seele und den Geist der Schrift suchen ... Den Evangelisten vor allem schwebte als Ziel vor, wo es anging, im Geistigen und Leiblichen die Wahrheit zu sagen, wo es aber nicht möglich war, beiden Seiten gerecht zu werden, da zogen sie das Geistige dem Leiblichen vor, indem oft die geistige Wahrheit gewahrt wurde in der leiblichen — man möchte sagen Unwahrheit.»³³

Wir haben hier absichtlich so ausführlich den genauen Wortlaut des Origenes zitiert, weil wir hier vor einer Bibelerkenntnis stehen, die für eine Erneuerung des Christentums in unseren Tagen von entscheidender Bedeutung ist. Diese Lehre vom dreifachen Schriftsinn ist ja nicht etwa des Origenes Erfindung. Er hat sie nur in diese klassische abschließende Formulierung hineingebracht, wie so vieles andere auch. Die Paulusbriefe beweisen uns, wie der Apostel Paulus das Alte Testament auf Schritt und Tritt in dieser sogenannten allegorischen Weise gedeutet hat. Am deutlichsten ist das ja im Galaterbrief zu sehen. Aber schon die Evangelisten, beziehungsweise Christus selber, haben oft auf diesen «geistigen Sinn des Alten Testamentes» hingewiesen. Erst der in den letzten Jahrhunderten aufgekommenen historischen Theologie, die in den Evangelien und den anderen biblischen Büchern nur noch äußerlich-historische Berichte von zum Teil recht zweifelhaftem Werte gesehen hat, war es vorbehalten, diese allegorische Schriftauslegung als völlig überlebten Unsinn beiseite zu

³² Rinn und Jüngst: «Dogmengesch. Lesebuch», Seite 75/76.

³³ Rinn und Jüngst: «Dogmengesch. Lesebuch», Seite 75/76.

schieben. Wer deshalb auf den theologischen Fakultäten heute auch nur schüchtern daran zu erinnern wagte, diese oder jene Stelle der Heiligen Schrift könnte vielleicht doch allegorisch gemeint sein, der würde rasch als unverbesserlicher Narr verschrien werden. Aber was ist damit eingetreten? Genau das, was Origenes schon den «Hylikern», d. h. den ausschließlich am leiblichen Sinn der Schrift sich anklammernden Materialisten seiner Zeit nachgewiesen hat: dass damit der eigentliche Gehalt des Christentums überhaupt verlorengelange auf Kosten irgendwelcher Irrlehren und Häresien. Als dann zum Beginn unseres Jahrhunderts Rudolf Steiner sich zunächst als einsamer Geisteskämpfer der ganz und gar vermaterialisierten Bibelauslegung der vergangenen Jahrhunderte entgegenzustellen begann, da hat er in seinen Vortragszyklen über die Evangelien und an vielen anderen Orten diesen origenistischen Schlüssel vom dreifachen Schriftsinn wiederum aufs genialste zu handhaben begonnen, ohne ihn indessen anderswo als auf den eigenen Geisteswegen gefunden zu haben. Er hat uns, ausgerüstet mit einem neuen Rüstzeug moderner Geistesforschung, gelehrt, wie diese oder jene Evangelienstelle, etwa die Speisung der 5000 oder das Erlebnis des meerwandelnden Christus, gar nicht auf der physisch-irdischen Ebene aufgefunden werden können, weil sie rein geistige Erlebnisse wiedergeben. Überall dort, wo man sich müht um eine neue spirituelle Vertiefung des Christentums, wird man deshalb diesen Schlüssel vom dreifachen Schriftsinn in der Gemeindetätigkeit wieder handhaben als ein tägliches Werkzeug. In der religiösen Jugendunterweisung, im Religionsunterricht zum Beispiel, wird man die Nēpioi, die «Einfältigen», auf dem Wege zum Christusverständnis erbauen am «Leibe» der Schrift, indem man ihnen einfach den Wortlaut der Schrift zur Kenntnis bringt. In der Predigtstätigkeit wird man sodann vor allem die seelische Ebene der Schrift zum Erklingen bringen. Und in der wissenschaftlichen Bibelarbeit, in Vorträgen und Bibelkursen, werden wir uns vor allem zu mühen haben um den geistigen Gehalt der Schrift, um die Theu-Sophia, die Gottesweisheit, die in die irdischen Gefäße unserer sündigen Sprachen hineingegossen ist, aber eben durch unser erleuchtetes Denken wieder möglichst rein zum Erstrahlen gebracht werden soll.

Durch einen Vergleich aus dem Reiche der Geometrie kann vielleicht die Wichtigkeit dieser Art von Bibelverständnis anschaulich gemacht werden. Wenn der Lehrer bei der Behandlung der geometrischen Körper oder der sphärischen Trigonometrie zum Beispiel eine Pyramide oder einen Oktaeder auf der Wandtafel bildlich darstellen will, dann kann er sich nur so helfen, dass er den drei-dimensionalen Raum in die zwei Dimensionen seiner Wandtafel hineinprojiziert. Auf einer solchen Zeichnung liegen dann alle Punkte und Flächen dieser Pyramide auf der einen Ebene der Tafel. Jeder aber, der nur ein wenig Geometrie versteht, weiß, wie er diese Zeichnung ins Räumliche, ins Dreidimensionale, zurückprojizieren muss, wenn er sie verstehen soll, welche Punkte, Linien und Flächen nur scheinbar auf der Zeichnung auf der Ebene der Tafel erscheinen, in Wirklichkeit aber einer anderen Dimension angehören. Das mag uns ein Bild sein für das Wesen wahrer Inspirationstexte. Sie müssen ja in irgendeiner irdischen Sprache uns übermittelt werden. Sie müssen den «Leib» irdischer Worte annehmen. Aber sie sind eigentlich aus höheren Ebenen in die physisch irdische Ebene hinunterprojiziert. Wenn wir sie wirklich verstehen wollen, dann müssen wir sie zurückprojizieren in die Seelenwelt oder in die Geisteswelt, aus denen sie ihre Schatten in die irdische Ebene hingeworfen haben.

Dies hat Origenes in den vorhin zitierten Worten vom dreifachen Schriftsinn genial ausgesprochen. Und an der Wiedergewinnung dieses Bibelverständnisses muss weitergearbeitet werden, wenn aus dem Chaos der Gegenwart heraus eine neue christliche Kultur wie der Vogel Phönix aus der Asche sich erheben soll.³⁴

Die vier Bücher seines Werkes *Peri Archōn* gliedert Origenes so, dass er im ersten Buche spricht von Gott und den übersinnlichen Welten, im zweiten Buche von der Welt, im dritten von der Freiheit und im vierten von der Heiligen Schrift.

Die Lehre vom Vatergott beginnt in den sublimsten geistigen Höhen, zu denen ein menschlicher Geist sich in seinem Denken aufschwingen kann. Es ist ein Hauptverdienst des Origenes, dass er die reine Immaterialität des höchsten göttlichen Wesens ganz konsequent gelehrt hat. Alle anthropomorphen Schilderungen Gottes in der Bibel sind allegorisch zu verstehen. Sie sind — wie wir nach den obigen Ausführungen sagen können — auf die irdisch-menschliche Ebene hinunterprojiziert, gehören aber selbstverständlich ganz anderen Ebenen an. Wie Dionysius Areopagita lehrt deshalb Origenes eine ganz verneinende Theologie: Wir Menschen können eigentlich vom Vatergott nur sagen, was er nicht ist: Er ist unkörperlich, er ist unsichtbar, er ist ewig unveränderlich. Er ist deshalb für uns unerkennbar und unbegreifbar. Alle Prädikate, die wir ihm beilegen, sind nur Gleichnisse, selbst das Wort Vater. Nur etwas können wir in bejahender Sprache von ihm sagen, dass er ist, seine Existenz. Ja er ist das reine, absolute Sein. Alles andere, Sichtbares und Unsichtbares, existiert nur, soweit es an seinem Sein und Wesen Anteil hat.³⁵

Vor aller Zeit ist der Sohnesgott, der Logos, von dem Vater gezeugt worden. Origenes sagt sehr tief sinnig:

«Wie der Wille aus dem denkenden Wesen hervorgeht, ohne doch einen Teil von ihm abzureißen oder von ihm getrennt oder geschieden zu werden, in solcher Art, muss man annehmen, hat der Vater den Sohn gezeugt als sein Ebenbild.»

Und an anderer Stelle sagt er:

«Die Zeugung des eingeborenen Sohnes von dem unerschaffenen Gott ist so ewig und ununterbrochen wie die Erzeugung des Glanzes aus dem Lichte...» Denn «Johannes sagt: Gott ist Licht, und Paulus gibt an, dass der Sohn der Abglanz (*apaugasma*) des ewigen Lichtes ist. Wie also das Licht niemals ohne Glanz hat sein können, so kann auch der Sohn nicht ohne Vater gedacht werden... Wie kann man also sagen, es gab eine Zeit, wo der Sohn nicht war?»³⁶

Der Vater war nie ohne den Sohn, sonst wäre er nicht Vater gewesen. Der Sohnesgott ist wesensgleich dem Vater. Origenes braucht schon das Wort *homousios* (usia heißt Sein, Wesen), das dann später auf den Konzilien eine so große Rolle gespielt hat. Aber der Sohn ist

³⁴ Vgl. dazu außer den Werken Rud. Steiners (im Philos.-anthropos. Verlag, Dornach) die Schriften von Friedrich Rittelmeyer, Lic. Emil Bock, Dr. Rudolf Frieling (im Verlag Urachhaus, Stuttgart) und die Bücher von Prof. Herrn Beckh (im Verlag Geering, Basel).

³⁵ Man vergleiche dazu den ersten Abschnitt über den Vatergott, der in den festlosen Zeiten des Jahres in der «Trinitatisepistel» an den Altären der Christengemeinschaft erklingt, um zu erkennen, wie stark dieser kultische Hymnus mit solchen urchristlichen Erkenntnissen zusammenklingt!

³⁶ Rinn und Jüngst: «Dogmengesch. Lesebuch», Seite 79.

nicht einfach dem Vater gleichzusetzen. Er ist der offenbare Gott, während der Vater ewig im Verborgenen bleibt. Auch der Heilige Geist war von Ewigkeit, wie der Sohn, aber auch er ist in seiner Wirksamkeit — wie der Sohn — vom Vater und vom Sohne zu unterscheiden. Der Heilige Geist wirkt innerhalb des engsten Kreises. Origenes sagt:

«Der Heilige Geist hat, glaube ich, seine Wirksamkeit nur in denen, die sich zum Bessern wenden und in den Wegen Christi wandeln».³⁷

Immer wieder aber betont Origenes, dass alles, was er über diese höchsten, sublimsten Fragen der göttlichen Dreifaltigkeit ausspreche, «mit Nachsicht» genommen werden müsse, weil das, «wovon wir hier nach menschlicher Weise reden, seiner Natur nach alle Begriffe des endlichen Verstandes übersteigt». Origenes geht noch mit einer unendlich großen Erkenntnis-Ehrfurcht an diese letzten und höchsten Fragen der christlichen Weisheit heran. Er ist ein ebenso frommer wie tiefgründiger und universeller Denker. Aber diese Erkenntnis-Ehrfurcht schließt bei ihm andererseits den rechten Erkenntnis - Mut nicht aus. Dass bei ihm beides, Erkenntnis-Mut und Erkenntnis-Ehrfurcht, in der rechten Weise verbunden ist, gerade das macht ihn uns so groß. Dieser Erkenntnis-Mut aber entspringt bei ihm aus der Einsicht, dass unser Geist mit der Ur-Gottheit verwandt ist und deshalb imstande ist, Gott zu erkennen. Des Paulus Wort an die Korinther: «Der Geist erforschet alles, auch die Tiefen der Gottheit» hat Origenes verstanden, und er hat stets darum gerungen, seinen menschlichen Geist so zu läutern, dass er immer mehr zu einem Werkzeug und Gefäß dieses erleuchtenden Geistes werde.

Wie nun aber der Vater nie ohne den Sohn und ohne den Geist war, so war er auch nie ohne eine Schöpfung, denn sonst wäre er ja nicht immer der Allmächtige und All-Gütige gewesen. Als Schöpfer ist er nicht zu denken ohne eine Schöpfung; denn sonst wäre ja seiner ewigen Tätigkeit eine zeitliche Schranke gesetzt!

Dies mag zunächst dem heutigen kurzsichtigen Denken ungewohnt und allzu kühn erscheinen. Aber es ist absolut richtig gedacht und ermöglicht Lösungen von Daseinsrätseln, die sonst ungelöst bleiben müssen. Wir können uns hier an die Worte des 80jährigen Goethe in einem Gespräch zu Eckermann erinnern fühlen:

«Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige ... meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag ...»

Wie Goethe hier aus der Tatsache seiner eigenen rastlosen Tätigkeit die Notwendigkeit seiner ewigen Existenz postuliert, so postuliert Origenes aus der Tatsache der All-Macht und All-Güte des Vatergottes die Notwendigkeit ewiger Welten.

Aber diese Ewigkeit der Schöpfung darf nun zunächst ja nicht im irdisch-materiellen Sinne verstanden werden. Sie bestand zunächst aus einer Fülle von immateriellen Geistwesen, die am Sein des Vaters und an der Vernunft des Sohnes und an der Heiligkeit des Geistes Anteil hatten. Die Heilige Schrift nennt diese rein geistigen Vernunftwesen: «Söhne Gottes» oder

³⁷ Rinn und Jüngst: «Dogmengesch. Lesebuch», Seite 82.

schlechthin «Götter». Diese Geistwesen waren nach Origenes ursprünglich alle gleich geschaffen.

«Weil aber diese vernünftigen Geschöpfe mit Willensfreiheit begabt sind, so hat diese Freiheit jeden einzelnen veranlasst, entweder in der Nachahmung Gottes im Guten fortzuschreiten, oder in dessen Nichtachtung von ihm abzufallen. Und das hat den Grund abgegeben für die Ungleichheit unter den Geistwesen.»³⁸

Hier sehen wir, wie aus dem Urprinzip der ewigen Tätigkeit für Origenes das Prinzip der Entwicklung folgt für die guten Götter, der «Fortschritt im Guten»; wie auch die kosmische Entstehung des Prinzips des Bösen — schon lange vor dem Fall des Menschen. Denn — sagt Origenes — «vom Guten abfallen, ist nichts anderes als im Bösen stark werden!» Wer rastet, rostet! Das ist in kürzester Formel die Erklärung für die Existenz böser kosmischer Geistesmächte. Alles Zurückbleiben in dem allgemeinen Strom des tätigen Fortschreitens bringt mich in Gegensatz zu der vorwärtsstrebenden Schöpfung, macht mich zu einem Geist der Hemmnisse, macht mich böse. Die Bibel setzt nun mit ihrer Schilderung im 3. Kapitel der Genesis dort ein, als schon viele Geistwesen, die ihrer Entwicklungsstufe nach hoch über dem Menschen stehen, diesem tragischen Geschick der Verwandlung ins Böse verfallen waren, und als nun auch die Menschenseele im Begriffe stand, ihr ursprüngliches Feuer zu verlieren und dadurch etwas ganz anderes zu werden, als sie ursprünglich gewesen war.

Origenes bringt dabei das griechische Wort für Seele: Psychē in geistreichen Zusammenhang zu dem griechischen Wort für Kälte: To Psychos und zu psychesthai = kalt werden, sich abkühlen. Er sagt:

«Wenn ... das, was heilig ist, Feuer und Licht und brennend genannt wird, das Gegenteil davon aber kalt, und wenn es heißt, die Liebe werde in vielen erkalten, so ist zu untersuchen, ob nicht vielleicht der Name Seele, griechisch Psychē, daher kommt, dass sie nach einem göttlicheren und besseren Zustande erkaltete, und dass der Name daher rührt, dass die Seele ihre natürliche Wärme verloren hat und erkaltet ist und sich infolgedessen in ihrem jetzigen, der Bezeichnung entsprechenden, Zustande befindet... Man muss also zuschauen, ob die Seele ihren Namen nicht davon bekommen hat, dass in ihr das Feuer der Gerechtigkeit erkaltet ist; aber die Fähigkeit, wieder in den ursprünglichen Zustand zu kommen, hat sie nicht verloren.»³⁹

Auf den letzten, hochbedeutsamen Nachsatz werden wir noch zurückkommen!

Hier sei zunächst einmal darauf aufmerksam gemacht, wie Origenes die noch so stark geistverwandte griechische Sprache transparent, durchsichtig zu machen weiß für allertiefste spirituelle Weltvorgänge: Wenn wir im griechischen Lexikon das Tätigkeitswort «psychō» aufschlagen, dann heißt es in dieser aktiven Form: hauchen, blasen, atmen und dann im erweiterten Sinne allgemein: leben; in seiner passiven Form aber, als psychomai, kalt werden, sich abkühlen. Hier haben wir ein gutes Beispiel für das noch stark Imaginative, geistesnahe Wesen der alten Sprachen, in die zunächst der Inhalt der biblischen

³⁸ Rinn und Jüngst: «Dogmengesch. Lesebuch», Seite 83.

³⁹ Rinn und Jüngst: «Dogmengesch. Lesebuch», Seite 84.

Inspirationen hineingegossen worden ist. Wer denkt angesichts dieser Zusammenhänge nicht unwillkürlich an die Schilderungen des mosaischen Schöpfungsberichtes:

«Und Gott der Herr blies dem Menschen ein den lebendigen Odem in seine Nase. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele.»

Unser seelisch-geistiges Wesen ist das, was einmal von unserem göttlichen Schöpfer «ausgehaucht» worden ist: ein Funke seines Lichtes ist unser Geist, ein Hauch seines Wesens und Lebens ist unsere Seele. Aber wie der Hauch, der unseren Mund verlassen hat, erkaltet und an irgendeinem kalten Gegenstande als Niederschlag sichtbar wird, so ist die Menschenseele «erkaltet», sie wurde eine Psyche, als sie sich durch die Sonderung des Sündenfalles aus den göttlichen Lebenszusammenhängen herauszulösen begann. Unsere jetzige Seele, unsere Psyche, ist ein erkalteter Hauch ihres göttlichen Schöpfers!

Dieser Weg der Seele wird nun aber für Origenes «urtümlich» für den Weg, den alle Schöpfung, die heute die irdisch-sichtbare Welt ausmacht, genommen hat! Auch da wird für Origenes wieder ein Ausdruck des griechischen Neuen Testaments wegweisend, unser Denken aufhellend für ein exaktes Verständnis der Welterschöpfung. An manchen Stellen des Neuen Testaments von den Evangelien bis hin zur Offenbarung des Johannes wird auch die Welterschöpfung im Urtexte mit einem stark bildhaften, Geistiges wesenhaft offenbarenden Ausdruck bezeichnet, mit dem griechischen Ausdruck: Katabolē Kósmu. Kosmos heißt die Schöpfung, die wohlgeordnete sichtbare Welt. Kataballo, das Tätigkeitswort, heißt hinabwerfen, in die Tiefe sinken. Katabolē ist also das, was in die Tiefe gesunken ist, im Blick auf die atmosphärischen Vorgänge dann: der Niederschlag. Nehmen wir diesen biblischen Ausdruck wieder ganz bildhaft, imaginativ! Der Kosmos, die irdische, sichtbare Welt, ist entstanden wie ein Niederschlag. Etwas, das zuerst seinen Urstand hatte im Unsichtbaren, Ätherischen — Origenes spricht oft von der ätherischen Welt als der nächsthöheren, über der irdisch-materiellen Welt sich befindlichen —, ist erst wie ein Regen hinuntergesunken, ist zuerst luftförmig-wolkig, dann wässrig und schließlich fest geworden. Wie unser Atem, den wir an einem kalten Wintertage an eine Fensterscheibe heranhauchen, erst wässrig wird und dann zu festem Eise erstarrt, so geschah die Katabolē, der Abstieg, der ganzen sichtbaren Welt aus dem ätherischen Lebensbereiche heraus. Origenes weist auf dieses sprachliche Mysterium des Neuen Testaments hin mit den Worten:

«Das glaube ich nicht übergehen zu dürfen, dass die heiligen Schriften die Schöpfung der Welt mit einem ganz neuen und eigentümlichen Namen bezeichnet haben, wenn sie von einer Katabolē sprechen.»⁴⁰

Er spricht dann davon, wie um der gefallen Geister willen, auch wegen der «erkalteten Menschenseele», die sichtbaren Welten geschaffen worden seien. Je nach dem verschiedenen tiefen Falle der Seele wird sie gezwungen, in einem feineren oder gröberen Leibe zu wohnen.

«Um derer willen, denen diese Einrichtung notwendig war, ist also diese sichtbare Welt geschaffen, und darum heißt sie ein Niederschlag aller aus dem höheren Dasein in das niedere.»⁴¹

⁴⁰ Rinn und Jüngst: «Dogmengesch. Lesebuch», Seite 84.

In der Sprache der Geisteswissenschaft Rudolf Steiners lautet diese Weisheit also: Alle irdische Materie ist ihrem Wesen nach Licht, sie ist verdichtetes Licht. Und alles irdisch-seelische Wesen ist erkaltete Liebe. So prägt Rudolf Steiner in seinem Hamburger Vortragszyklus über «die Offenbarungen des Karma, des Schicksalsgesetzes, vom Mai 1910 den Satz:

«Liebe und Licht sind die zwei Elemente, die zwei Komponenten, die alles Erdendasein durchsetzen, Liebe als seelisches Erdendasein, Licht als äußeres materielles Erdendasein.»⁴²

Welche bedeutsamen Erkenntnisse über die Welt- und Menschenentstehung uns damit Origenes geschenkt hat, dies möchte der Verfasser an Hand eines persönlichen Erlebnisses anschaulich machen. An den protestantischen Fakultäten der schweizerischen Universitäten werden von Zeit zu Zeit von den Professoren für Kirchengeschichte Seminarien gelesen über die heutigen «Freikirchen und Sekten». Vor einigen Jahren nun wurde der Verfasser dieser Betrachtungen gebeten, innerhalb des Rahmens eines solchen Seminars zu referieren über die «Bewegung zur religiösen Erneuerung, die Christengemeinschaft», der er seit nunmehr 14 Jahren dient. Nach dem Referat des Professors und dem Korreferat des Verfassers über die Christengemeinschaft entspann sich eine rege Diskussion über das Erlösungswerk Christi und das rechte Verständnis der christlichen Sakramente, vor allem des Christumahles. Der Verfasser hatte in seinem Korreferat angeführt, wie die Christengemeinschaft das Christumahl wiederum in den Mittelpunkt des christlichen Gemeinschaftslebens hineinstellt und wie sie mit Entschiedenheit die Überzeugung vertritt, dass durch die Gnade des auferstandenen, heute gegenwärtigen Christus im würdig gefeierten Christumahle göttliche Wandlungskräfte wirksam werden bis in die irdischen Elemente von Brot und Wein hinunter und durch diese auf dem «Tische des Herrn» gewandelten Elemente dann bis in unser todverfallenes Leibessein hinein. (Ganz im Sinne der Auffassung des Christumahles, die wir in der Betrachtung über Ignatius von Antiochia kennengelernt haben.) Der das Seminar leitende Professor wies dies zurück als unchristlichen Versuch zur Magie! Geist und Leib, Gott und Welt seien und blieben ewig Gegensätze. Der Verfasser musste demgegenüber darauf hinweisen, dass sowohl Erde als auch Mensch entstanden seien als ein Ausfluss göttlicher Opferkräfte, dass sie deshalb auch wieder zurückgeführt werden könnten in den göttlichen Lebensbereich.

Aber dies wurde aufs entschiedenste zurückgewiesen. Die Welt sei «aus dem Nichts» von Gott geschaffen worden. Es bleibe deshalb eine ewige Kluft bestehen zwischen Gott und der Welt, bis die Welt wieder ins Nichts zerfalle.

Wir hoffen, mit obigen Ausführungen den Beweis erbracht zu haben, auf welcher Seite in diesem Streite um das Verständnis der Welterschöpfung nicht nur urchristliche Denker wie Origenes, sondern schon die neutestamentlichen Schriftsteller selber, die diesen Ausdruck: «Katabolē» Kosmos geschaffen und angewendet haben, stehen!

Denken wir aber ja nicht, dies seien weltfremde theologische Streitigkeiten, die den frommen christlichen Laien nichts angingen! Nur wenn wir über die Erschaffung von Welt, Erde und Mensch wieder zu exakten, lichtvollen Anschauungen kommen, werden wir auch

⁴¹ Rinn und Jüngst: «Dogmengesch. Lesebuch», Seite 84.

⁴² In Buchform erschienen im Phil.-anthropos. Verlag, Dornach, Seite 264.

wieder zu verstehen vermögen, inwiefern und wie weit Erde und Mensch erlösungsfähig sind.

Schon oben wurde der Finger gelegt auf jenen bedeutsamen Nachsatz, den Origenes seiner Lehre vom «Kaltwerden» des seelischen Menschenwesens angefügt hat: «Aber die Fähigkeit, wieder in den ursprünglichen Zustand zu kommen, hat die Seele nicht verloren.» Was hier Origenes andeutet von der Möglichkeit der Rückkehr der Seele in ihren ursprünglichen Zustand, das wird für ihn wiederum zu einem Teilstück des Weges der ganzen Schöpfung. Alles Eis kann einmal wieder schmelzen und in den wässriger, den luftförmigen und schließlich den ätherischen Zustand zurückkehren. Dies ist die Erkenntnis, die Origenes in seiner berühmt-berüchtigten Lehre von der Apokatastasis pantōn, von der «Wiederbringung aller Dinge», verkündet hat. Der griechische Ausdruck Apokatastasis pantōn ist wiederum gut biblisch! Apokatastasis ist ein spätgriechischer Ausdruck, der zum Beispiel in der Septuaginta der griechischen Übersetzung des Alten Testaments noch nicht vorkommt, der aber dann um die Zeitenwende herum auch außerhalb des neutestamentlichen Sprachgebrauches erscheint und zum Beispiel für die Wiederkehr derselben astronomischen Zeit oder Konstellation verwendet wird. Im Neuen Testament findet sich dieser Ausdruck in der Wiedergabe der Rede des Petrus, die dieser nach der Heilung des Lahmen an der Tempelpforte laut dem Bericht der Apostelgeschichte gehalten hat. Petrus spricht da — nach dem Luthertext — von Jesus Christus, «welcher muss den Himmel einnehmen bis zu der Zeit, da herwiedergebracht werde alles, was Gott geredet hat durch den Mund aller seiner heiligen Propheten von der Welt an».

Das ist nicht gerade sehr verständlich und exakt übersetzt. An der Stelle, wo bei Luther dieser verschwommene Ausdruck steht: «da herwiedergebracht werde alles», steht im Urtext dieser «terminus technicus» von der Apokatastasis pantōn, so dass wir den Sinn dieser Petrusworte so wiedergeben können:

« ... Jesus Christus, den die Himmelswelten beherbergen müssen bis zu den Zeiten, da alles Dasein zu seinem Ursprung zurückgeführt wird. Davon hat Gott gesprochen durch den Mund seiner heiligen Propheten seit Beginn dieses Äons, dieses Zeitenkreises.» (Apostelgesch. 3, 21)

Diese Hoffnung des Apostels Petrus auf die Wiederbringung aller Dinge verknüpft nun Origenes mit dem Worte des Paulus, dass Christus herrschen müsse, bis er alle seine Feinde unter seine Füße getan habe. Als letzter Feind aber werde vernichtet werden der Tod. (1. Kor. 15.) Wenn das geschehen sein wird, dann wird der Erden-Äon, der Erdenzeitenkreis, sich gerundet haben, dann wird alles Materiell-Stoffliche verschwunden sein. Alles wird wieder ins rein-geistige Dasein zurückgekehrt sein. Origenes sagt dies mit den Worten:

«Wenn das Ende wieder in den Ursprung zurück geht, so fragt es sich, ob alsdann die Körper fortbestehen oder ob wir ohne Körper weiterleben müssen, nachdem sie wieder zu nichts geworden sind, und ob das Leben der unkörperlichen Wesen körperlos zu denken ist, wie wir uns das Leben Gottes denken. Ohne Zweifel, wenn alle Körper zu der sichtbaren Welt gehören, wird das Leben der Geister körperlos sein müssen ... Die «Vollendung aller Dinge als etwas Unkörperliches anzunehmen, nötigt uns auch jenes Gebet des Heilandes, in dem er sagt: wie wir eins sind, dass auch sie eins seien in uns.» (Joh. 17, 21.)

Und an anderer Stelle sagt er in einer Homilie zu Levitikus:

« ... der, welcher Jesu hat folgen können und die Höhen des Himmels erstiegen hat, wird nun nicht mehr Mensch sein, sondern nach seinem Worte einem Engel Gottes gleich. Vielleicht aber wird sich auch das Wort des Herrn an ihm erfüllen: Ich habe gesagt, ihr seid Götter und allzumal Kinder des Höchsten.»⁴³

Der Mensch kommt von Gott, als ein Teil seines Wesens, und er soll durch die Erlösungstat Christi wieder ein wahrhaft göttliches Wesen werden. Novalis hat diese Wahrheit auf die kürzeste Formel gebracht: Gott will Götter!

Es ist ein Irrtum, wenn man Origenes angedichtet hat, er habe gelehrt, alle bösen Geister, alle satanischen Mächte würden einst wieder gut werden. Er sagt ausdrücklich in «Peri Archōn»:

«Einige von diesen Reihen (der Geister), die unter der Herrschaft des Teufels stehen und seiner Bosheit gehorchen, werden einmal in künftigen Zeiten zum Guten umkehren können.»⁴⁴

Also, es besteht nicht nur für die erkalteten Menschenseelen, sondern auch für einige der finsternen widergöttlichen Geistesmächte die Möglichkeit des Wiederaufstieges. Andere aber, die im Bösen verharren, werden die Ursache sein, dass nach der Rückkehr dieser Schöpfung in einen rein geistigen Zustand neue Welten entstehen, in denen der Wiederabstieg ins Physisch-Materielle von neuem beginnen wird. — Schon in der Betrachtung über Klemens Alexandrinus, den großen Lehrer des Origenes, wurde ausgeführt, wie Klemens lehrte, dass es vor Adam viele Welten gegeben habe und dass in diesen dem jetzigen Äon vorausgehenden Welten der Mensch schon Metempsychosen: seelische Umwandlungsprozesse, durchgemacht habe. Origenes nimmt nicht nur diese Lehre des Klemens von den früheren Stufen des Erdenwesens wieder auf, sondern er ergänzt sie auch durch einen prophetischen Blick auf kommende Daseinsstufen unseres Sonnensystems. Ja er weiß sogar, dass wir jetzt bei der vierten Welt-Metamorphose angelangt sind. Er sagt dies in «Peri Archōn» mit folgenden Worten:

«Es ist unzweifelhaft, dass nach gewissen Zwischenräumen die Materie wieder erscheint und Körper entstehen, und die Verschiedenheit in der Welt wieder auftritt wegen der mannigfachen Willensrichtungen der Vernunftwesen, die nach vollkommener Seligkeit wieder hinabsinken und so viel Böses in sich aufnehmen, dass das Gegenteil aus ihnen wird, weil sie ihr ursprüngliches Wesen nicht bewahren und ungestörte Seligkeit nicht haben wollen. Auch darf man nicht vergessen, dass viele Vernunftwesen bis zur zweiten, dritten und vierten Welt ihrem Ursprung treu bleiben (weiter zählt Origenes nicht!), andere so wenig von ihrem früheren Zustande aufgeben werden, das sie fast nichts verloren zu haben scheinen, andere durch einen ungeheuren Fall in den tiefsten Abgrund stürzen werden.»⁴⁵

Das stimmt genau überein mit den Forschungen Rudolf Steiners, der uns in seinen grundlegenden Werken schildert, dass wir jetzt am vierten Weltentage leben. Die

⁴³ Rinn und Jüngst: «Dogmengesch. Lesebuch», Seite 91/92.

⁴⁴ Rinn und Jüngst: «Dogmengesch. Lesebuch», Seite 91/92.

⁴⁵ Rinn und Jüngst: «Dogmengesch. Lesebuch», Seite 91/92.

Apokatastasis pantōn aber, wie sie Origenes beschreibt, ist die Weltennacht, in der alles wieder ins rein geistige Dasein zurückkehrt, um auszuruhen, einem neuen Weltentage entgegen.⁴⁶

Wir können uns leicht denken, wie Origenes seinen Spott ausgießt über «jene Leute, die die Mühe des Nachdenkens scheuen» und die Schrift nur in ihrem leiblichen Sinne auslegen, die deshalb zum Beispiel die Vision des Sehers Johannes vom neuen Jerusalem so auslegen, dass Jerusalem einmal aus kostbaren Steinen wiederaufgebaut werde und dass sie dann in fleischlichen Leibern irdische Genüsse und sinnliche Freuden im Überflusse genießen werden!

Es würde den Rahmen dieser kurzen Betrachtungen sprengen, wenn wir im Einzelnen die lichtvollen Erkenntnisse schildern wollten, die Origenes über die Geschichte unseres jetzigen Weltentages gelehrt hat. Nur einen lichtvollen Gedanken wollen wir hier noch etwas skizzieren, durch den es Origenes gelungen ist, das Problem von Freiheit und Notwendigkeit, von Prädestination und freier Wahl des Guten befriedigend zu lösen. Origenes ist, wie wir nun schon deutlich gesehen haben, ein entschiedener Verfechter der menschlichen Willensfreiheit. Warum aber lehrt uns denn ein Blick auf das Menschenleben immer wieder, dass die einen Menschen es leicht haben, im Guten zu beharren und im Guten zu wachsen? Andere aber scheinen geradezu prädestiniert zu sein zum Bösen! Kann man denn da noch von einer menschlichen Willensfreiheit reden? Origenes antwortet uns: Auch dieses Problem muss so gelöst werden, dass der historische Blick des Menschen weit ausgedehnt wird. Wir müssen nicht nur uns überzeugen von der Präexistenz, vom vorgeburtlichen Dasein jeder Menschenseele, die Tatsache der Präexistenz des einen Menschen in der heutigen Weltzeit zum Guten, eines andern zum Bösen zwingt uns, den Blick zurückzulenken ins frühere Erdenleben dieses betreffenden Menschen. Dass der eine Mensch es heute leicht hat, in allem Guten zu wachsen, das hängt zusammen — so sagt Origenes — «mit Verdiensten, die in seinem früheren Leben erworben» worden sind.⁴⁷ Dass ein anderer aber schon von Jugend auf sich tief hineinverstrickt ins Böse, dazu hat er selber in früheren Erdenleben die Ursache gelegt. - Allen Menschen aber will Christus, der göttliche Helfer, den Wiederaufstieg in ein gottähnliches Dasein ermöglichen.

In solcher Weise hat Origenes in seinem Werke über die Grundtatsachen des Christentums die vielen Goldkörner, die er bei seinem Lehrer Klemens gefunden hatte und die er selber in einem ebenso fleißigen als begnadeten Forscherleben gemehrt hat, zu einer wohlgefügtten Krone urchristlicher Weisheit, zum ersten grandiosen christlichen Weltbilde zusammengefügt. Aber die Welt hat dieses leuchtende Bild des größten urchristlichen Gelehrten nicht lange unbeschmutzt ertragen. Von den Intrigen seines eigenen Bischofs Demetrius, die Origenes in seinem 47. Lebensjahre zwangen, seine reiche Wirksamkeit in Ägypten aufzugeben, wurde schon in der vorigen Betrachtung gesprochen. Wohl haben dann die großen urchristlichen Lehrer des vierten Jahrhunderts: Dionysius der Große in Alexandrien, Eusebius in Cäsarea und vor allem die großen Kleinasiaten: Basilius der Große und Gregor von Nazianz, seinen Ruhm weitverbreitet. Aber inzwischen hatten in der

⁴⁶ Vgl. dann vor allem Rud. Steiners grundlegendes Buch: «Die Geheimwissenschaft im Umriss».

⁴⁷ Cf. Rinn und Jüngst: «Dogmengesch. Lesebuch», Seite 272.

werdenden Reichskirche die Kirchenfürsten immer mehr Einfluss gewonnen gegenüber den Gelehrten. Schon als Rufinus ums Jahr 400 herum die Glaubenslehre des Origenes (Peri Archōn) ins Lateinische übersetzte, da hielt er es für klug, von Origenes etwas abzurücken in seiner eigenen Gesinnung, trotzdem er ihn im Innersten sehr verehrte. Heute ist uns diese Übersetzung des Rufinus, trotzdem sie nicht immer genau den Wortlaut des griechischen Originaltextes von «Peri Archōn» wiedergibt, von unschätzbarem Werte, denn der größte Teil dieses Werkes ist uns nur in der Übersetzung des Rufinus erhalten geblieben. Und das kam so: Im Jahre 543, also nicht ganz 300 Jahre nach dem Tode des Origenes, verurteilte der Kaiser Justinian, der byzantinische Herrscher, der auch die Philosophenschule in Athen geschlossen hat (die Juristen kennen ihn als den Schöpfer des codex iuris, der klassischen Sammlung des römischen Rechtes), den Origenes als Ketzer, weil er heidnische, manichäische und arianische Lehren verkündigt habe! Und auf dem 5. allgemeinen Konzil vom Jahre 553 ist Papst Vigilius dem Kaiser gefolgt, so dass Origenes in der östlichen und der westlichen Kirche nun endgültig verdammt war. Das hatte dann natürlich zur Folge, dass wir heute von dem riesigen schriftstellerischen Werke des Origenes nur noch Trümmer besitzen. Nur ein großes Werk, das wir bisher noch nicht erwähnt haben, ist vollständig auf uns gekommen: die Widerlegung der Schmähchrift des Heiden Celsus über das Christentum, ein Werk von 8 Büchern, das Origenes kurz vor seinem Martyrium in Cäsarea geschrieben hat. Diese bedeutendste Apologie, das heißt Verteidigungsschrift, des Christentums hat man gelten lassen. Im Übrigen aber ist die Welt diesem größten urchristlichen Denker gegenüber verfahren nach dem Spruch:

«Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen, und das Erhabene in den Staub zu ziehn.»

Überall dort aber, wo man ringt um ein Christentum, das bestehen kann vor der Weisheit aller Zeiten, wird man Origenes als einen der leuchtenden Sterne am Himmel der christlichen Denker erkennen.

Schließen wir deshalb diese Skizze der Lebensweisheit des Origenes mit einem Worte aus seiner Schrift gegen Celsus, einem Worte, das uns im Dunkel und der Unsicherheit der gegenwärtigen Zeit ein Leitstern sein kann:

«Das einzig Sichere in der Welt ist das Wissen; Und Wahrheit ist, was aus der Weisheit kommt.»

Märtyrerbewusstsein und Märtyrerschicksale

In den früheren Betrachtungen über den Geist des Urchristentums suchten wir zu schildern, wie das Urchristentum eine Religion voll hoher Weisheit war, indem wir die großen Denkergestalten eines Dionysius Areopagita, eines Klemens und Origenes zu skizzieren suchten. Aber das macht gerade die einmalige Größe des Urchristentums aus, dass es nicht einseitig nur eine Religion voll von Weisheit, sondern in ebenso starkem Maße voll hingebungsvoller Opferkraft gewesen ist. Das haben uns schon die Lebensschicksale des Ignatius von Antiochia und des Origenes bewiesen. So scheint es uns notwendig zu sein, wenn wir diesen Geist des Urchristentums auch nur einigermaßen erschöpfend in seiner vielseitigen Offenbarung kennenlernen wollen, dieser urchristlichen Opfergesinnung und Opferkraft eine besondere Bestrahlung zu widmen.

Dies wird uns auch nahegelegt durch die heutige Schicksalsstunde des Christentums. Denn Märtyrerschicksale sind ja heute nicht mehr nur eine historische Angelegenheit. Die Lebenssituationen der urchristlichen Menschen sind heute für viele Bewohner unseres vermeintlich «christlichen Europa» wieder von großer Aktualität. Denken wir nur an die vielen Menschen, die sich in Sowjetrußland noch immer als Christen fühlen. Wieviel Märtyrerblut ist in diesem Riesenreiche seit 20 Jahren wiederum geflossen. Denken wir daran, wie auch in anderen Ländern die Probleme, die sich herumgruppieren um die Begriffe «Staat und Religion», wieder brennend geworden sind. Dann werden wir empfinden, wie die Fragen und Probleme der ersten christlichen Märtyrerzeit heute wieder für jeden wachen Christen brennende Gegenwart geworden sind. Denn heute weiß keiner, ob diese Fragen nicht auch in seinem Leben wiederum mit ihrem vollen Ernste auftauchen werden.

Wenden wir uns darum zuerst der Frage zu: Wie kam es, dass das Urchristentum in so hohem Maße eine Märtyrerzeit wurde? Darauf muss geantwortet werden: Das Urchristentum ist nicht erst zu irgendeinem bestimmten Zeitpunkt eine Märtyrerzeit geworden, es ist schon im «statu nascendi», im Momente seiner Entstehung, eine Opfer- und Märtyrerreligion gewesen. Das Christentum ist ja entstanden durch das Zweifache Opfer des Herabstieges eines allerhöchsten Himmels-gastes in einen Menschenleib hinein und durch den einmaligen und einzigartigen Durchgang dieses Himmels-gastes auf Erden durch die Todespforte hindurch. Darum ist auch die Religion, die durch dieses zweifache Opfer gestiftet wurde, ihrem innersten Wesen nach und im umfassendsten Sinne Opfer- Religion.

Wir können das, indem wir es von der anderen, der außerchristlichen Seite her ansehen, auch so ausdrücken: Die Welt vor 1000 Jahren hat den Christusimpuls von Anfang an als einen Fremdkörper empfunden. Die Menschen der damaligen Zeit haben instinktiv gefühlt: Wenn das Reich, das der Nazarener auf dieser Erde gegründet hat, Gestalt annehmen wird und sich ausbreiten sollte, dann müsste vieles auf dieser Erde radikal anders werden. Und weil der natürliche Mensch wegen seiner ihm angeborenen Trägheit und Bequemlichkeit sich dagegen sträubt, Wandlung durchzumachen, deshalb war die Geschichte des Christentums vom ersten Anfang an Kampf, Opfer und Martyrium. Und immer dann, wenn der christliche Impuls in dieser ihm feindlichen Welt in seiner ganzen Größe in Erscheinung trat, dann war dies immer zugleich auch in irgendeiner Form eine Opfer-, eine Märtyrerzeit.

Beim Opfertod des Christus selber haben sich Judentum und Römertum gleichsam die Hände gereicht. «Auf den Tag wurden Pilatus und Herodes Freunde miteinander», sagt das Lukasevangelium bedeutsam (Kap. 23, Vers 12). Immerhin war das Römertum dabei noch mehr der geschobene als der aktiv drängende Teil. Pilatus ist mehr eine tragische Gestalt als ein klar nach selbstgewählten Zielen handelnder Mensch beim ganzen Prozesse Jesu. Er wusste, dass er einen Unschuldigen verurteilte; aber ihm wurden durch die äußerst geschickt vorgehenden jüdischen Führer mehr und mehr die Hände gebunden. — Bei Stephanus und Jakobus sodann, den ersten Märtyrern der jerusalemischen Gemeinde, waren, wie die Apostelgeschichte berichtet, die römischen Behörden sogar ganz ausgeschaltet. Ihr Tod fällt ganz zu Lasten der jüdischen Machthaber. Vergessen wir nicht, dass auch der Apostel Paulus zunächst immer von seinen jüdischen Volksgenossen verfolgt und dabei dank seinem römischen Bürgerrechte vorn römischen Staate anfänglich weitgehend seinen fanatischen Volksgenossen gegenüber geschützt worden ist, so zum Beispiel in Korinth, in Ephesus und dann vor allem in Jerusalem. Das sei nur in Erinnerung gerufen, damit wir nicht der falschen Meinung verfallen, der Staat der römischen Cäsaren trage allein die Schuld daran, dass das Urchristentum eine Märtyrerzeit wurde.

Der erste Zusammenstoß des Urchristentums mit dem römischen Staate, genauer gesagt, mit dem damaligen römischen Cäsar geschah in der Neronischen Christenverfolgung im Jahre 64. Neben vielen anderen Blutzügen sind ihr damals in Rom vor allem Petrus und Paulus zum Opfer gefallen. Wir besitzen über diese erste große Verfolgung einen außerchristlichen Bericht von dem berühmten römischen Geschichtsschreiber Tacitus. In seinen «Annalen» schildert Tacitus den Brand vieler Stadtteile des alten Rom im Jahre 64, erwähnt dann, wie im Volk sogleich das Gerücht entstand, Nero selber habe Rom anzünden lassen, um für seine ungeheuren Baupläne zur Modernisierung der Hauptstadt Raum zu gewinnen. Dann fährt Tacitus im 15. Buche seiner Annalen fort:

«Nicht werktätige Menschenliebe, nicht Spenden des Fürsten und Veranstaltungen, die Götter gnädig zu stimmen, wuschen ihn rein von dein schmähhlichen Verdacht, er habe den Brand der Stadt veranlasst. Um dieses Gerücht aus der Welt zu schaffen, schob Nero Schuldige vor und belegte die mit den ausgesuchtesten Strafen, welche man um ihrer Schandtaten willen allgemein hasste, die «Christen». Dieser Name wird hergeleitet von Christus, der unter Kaiser Tiberius durch den Landpfleger Pontius Pilatus getötet wurde. Für den Augenblick war der verderbliche Aberglaube zurückgedrängt worden, aber er brach sich wieder Bahn, nicht nur in Judäa, dem Ausgangspunkt dieses Übels, sondern auch in der Hauptstadt (in Rom), wo von überallher alles Scheußliche und Schandbare sich in Hülle und Fülle zusammenfindet und Anhang gewinnt. Alle, die sich offen zum Christentum bekannten, wurden zuerst ergriffen, dann auf deren Anzeige hin eine gewaltige Menge. Man konnte sie jedoch nicht der Brandstiftung überführen, vielmehr überwies man sie des allgemeinen Menschenhasses. Mit den dem Tode Geweihten trieb man dann noch Kurzweil, indem man sie in Tierfelle einwickelte und den Hunden vorwarf. Und als der Tag sich neigte, dienten sie als Fackeln. Nero gab für dieses Schauspiel seine Gärten her und veranstaltete ein Zirkusspiel; dabei mischte er sich, als Wagenlenker verkleidet, unter das Volk oder stand auf seinem Wagen. — Gewiß waren die Bestraften schuldig und verdienten die härteste

Züchtigung, aber es regte sich doch das Mitleid mit ihnen, denn man sagte sich, nicht der Wohlfahrt des Staates, sondern der Grausamkeit eines Einzigen würden sie geopfert.»⁴⁸

Hier sagt uns Tacitus, gewiß ein unverdächtig Zeuge: Diese erste große Verfolgung entsprang der Laune eines Einzelnen. Aber auch abgesehen von den Angaben über Nero ist dieser Bericht des Tacitus für uns aufschlussreich. Er bildet ja die erste außerchristliche Quelle, in der der Name Christi und die Erwähnung seiner Anhänger vorkommt. Aber achten wir genau darauf, wie dieser hochgebildete römische Schriftsteller über die Christen spricht: man hasste sie allgemein «um ihrer Schandtaten willen» — worin die bestanden haben sollen, wird nicht gesagt. Das Christentum ist «verderblicher Aberglaube». Die Christen werden bezichtigt des «allgemeinen Menschenhasses»! Sie waren «schuldig» und verdienten «die härtesten Züchtigungen», warum, wird wieder nicht gesagt! Wir sehen, auch bei den gebildeten Römern hatte krasseste Verleumdung über das Christentum willige Ohren gefunden. Es wird — mit Recht — als ein Fremdkörper empfunden innerhalb der natürlichen Welt, gegen den man sich auflehnt ohne nähere Untersuchung der neuen Erscheinung!

Die christlichen Apologeten und Geschichtsschreiber, vor allem Tertullian und Eusebius von Cäsarea, haben dann später die Tatsache, dass die erste Christenverfolgung durch den römischen Staat dem Willkürakte eines finsternen Wüterichs entsprang, kräftig ins Feld geführt zum Beweise dafür, dass das Christentum es sich zur Ehre anrechnen dürfe, dass es zuerst von solchen Gewaltmenschen wie Nero verfolgt worden sei. Eusebius sagt das im II. Buche seiner Kirchengeschichte (Kap. 25) mit den Worten:

«Als Nero sich in seiner Herrschaft bereits sicher fühlte, verfiel er auf verbrecherische Ideen und rüstete sich sogar gegen die Verehrung des allmächtigen Gottes. Es liegt nicht im Plane dieser Schrift, seine Ruchlosigkeit zu beschreiben. Da viele Schriftsteller ausführliche Lebensbeschreibungen des Kaisers überliefert haben, so kann jeder, der will, hieraus das verkehrte, wahnsinnige Wesen des sonderbaren Mannes kennenlernen. Denn nachdem er Tausende von Menschen ohne allen Grund hatte beseitigen lassen, ging er in seinem Blutdurst so weit, dass er nicht einmal seine nächsten Verwandten und besten Freunde schonte, sondern sowohl seine Mutter als auch seine Brüder und seine Gattin nebst unzähligen anderen Verwandten auf verschiedene Weise hinrichten ließ, als wären sie seine eigenen oder des Staates Feinde gewesen. Hierüber äußert sich der Römer Tertullian also: Leset eure Geschichtswerke! Dort werdet ihr finden, dass Nero der erste war, der unsere Kirche verfolgte, dass er, nachdem er ihr volles Aufblühen in Rom verhindert hatte, furchtbar gegen alle wütete. Wir wollen stolz darauf sein, dass ein solcher Mensch zuerst gegen uns eingeschritten ist. Denn wer Nero kennt, muss wissen, dass nur das, was besonders gut war, von ihm verurteilt wurde.»

Soviel ist klar: diese erste furchtbare Verfolgung in Rom bedeutet noch keine grundsätzliche Abklärung über die Frage, wie verhalten sich der Machtimpuls des römischen Weltreiches und das Christentum zueinander. Sie war wirklich nur der persönliche Willkürakt eines Scheusals, das an Cäsarenwahn erkrankt war.

⁴⁸ Rinn und Jüngst: «Kirchengesch. Lesebuch», Seite 2f.

Zunächst haben denn auch die christlichen Gemeinden, wie Tertullian in seiner Apologie (21) sagt, «sub umbraculo religionis Judaicae», d. h. im Schatten der jüdischen Religion gelebt, die ja eine religio licita, eine erlaubte Religionsform, war (war sie doch bis zum Jahre 69 n. Chr. die Religion eines Bundesgenossen-Volkes der Römer!). Die vereinzelt Verfolgungen bis zum Ende des 1. Jahrhunderts hin hatten deshalb stets örtliche oder persönliche Gründe. Eine erste grundsätzliche Schwierigkeit entstand dann für die im «Schatten der jüdischen Religion» lebenden Christen durch den Untergang Jerusalems und des Herodianischen Tempels im Jahre 70. Bis zum Untergang ihres Tempels hatten alle Juden, auch die aus der weiten Diaspora, die Tempelsteuer nach Jerusalem entrichtet. Nach der Zerstörung des Tempels durch Titus zwang der römische Staat die Juden, diese Tempelsteuer weiter zu bezahlen, sie aber nun nach Rom abzuführen. Dadurch entstand natürlich für die Christen die prinzipielle Rechtsfrage, ob sie als Christen diese Tempelsteuer überhaupt noch bezahlen sollten, da sie sich ja immer weniger als Juden fühlten. Ja wir müssen bedenken, wie schon damals eine immer größer werdende Zahl der christlichen Gemeinden aus Heidenchristen bestand, die zum Judentum dank der Festigkeit des Apostels Paulus dem palästinensischen Juden-Christentum gegenüber nur eine ganz lose Beziehung hatte. Jeder dieser Heidenchristen war nun vor die Frage gestellt, ob er die jüdische Tempelsteuer noch entrichten sollte, und nun ausgerechnet nach Rom! Das heißt, der Untergang des Tempels in Jerusalem beschleunigte den aus inneren Gründen notwendigen Prozess, dass das Christentum immer mehr in seinem Sondersein neben dem Judentum auch für den römischen Staat in Erscheinung trat.

Dies führte dann im Jahre 112 oder 113 n. Chr. zu dem ersten berühmten Erlass über die Christen durch den Cäsar Trajan. Zu jener Zeit war der jüngere Plinius, der Neffe jenes älteren Plinius, der durch seine naturwissenschaftlichen Werke sich einen Namen gemacht hat, in Bithynien, einer Provinz in Kleinasien, römischer Statthalter. Als solcher sah er sich vor die Aufgabe gestellt, der in jener Provinz damals rasch wachsenden christlichen Bewegung gegenüber Stellung zu nehmen. Plinius fühlte sich unsicher, da er sich ihm neuen Fragen gegenübergestellt sah. Er fragte deshalb in einem berühmt gewordenen Briefe den Kaiser Trajan um Rat, wie er sich verhalten solle. Am Schlusse des Briefes schildert Plinius, wie drängend dies Problem für ihn geworden sei:

«Die Sache erscheint mir nämlich der Anfrage wert, besonders wegen der Zahl der Gefährdeten. Denn viele Personen jedes Alters, jedes Standes, auch beiderlei Geschlechtes schweben bereits in Gefahr oder werden es noch. Denn nicht nur über die Städte, sondern auch über die Dörfer und das platte Land hat sich die Ansteckung des Aberglaubens verbreitet, aber es scheint noch möglich, ihr Halt zu gebieten und abzuwenden. Soviel steht fest, dass man angefangen hat, die schon verödeten Tempel wieder zu besuchen und die lange unterlassenen Opfer wieder darzubringen und den Unterhalt für die Opfertiere, für die sich selten ein Käufer fand, wieder zu vergeben. Daraus kann man leicht ersehen, wie viele Menschen wieder auf den rechten Weg gebracht werden können, wenn man ihnen Möglichkeit zur Reue gibt.»

So lautet der Schluss des Pliniusbriefes. Er beweist uns, welche große Verbreitung das Christentum 80 Jahre nach dem Tode Christi selbst in abgelegenen Provinzen schon erfahren

hatte. Er beweist uns auch, dass Plinius ebenso befangen war in den allgemein verbreiteten Vorurteilen gegen die Christen wie Tacitus: «die Ansteckung des Aberglaubens» bezeichnet er das um sich greifende Christentum. Und wie schon Paulus an den Silberschmieden von Ephesus erfahren hatte, sind es vor allem auch die mit dem heidnischen Kultwesen verknüpften Erwerbszweige, die das sich verbreitende Christentum am heftigsten bekämpfen. Aber Plinius will in dieser schwierigen Frage nicht eigenmächtig vorgehen. So beginnt er seinen Brief an den Kaiser mit den Worten:

«Es ist meine Gewohnheit, mein Kaiser, über alles, worüber ich im Zweifel bin, an dich zu berichten, denn wer könnte mich bei meiner Unentschlossenheit besser leiten oder bei meiner Unerfahrenheit besser belehren? Untersuchungen über die Christen habe ich niemals beigewohnt, daher weiß ich nicht, was und wie weit man zu strafen oder zu untersuchen pflegt. Auch bin ich durchaus nicht sicher, ob man das Alter einen Unterschied machen lassen, oder ganz junge Leute ebenso behandeln soll wie ältere, ob man der Reue Verzeihung gewähren, oder dem, der einmal Christ gewesen, es nichts helfen soll, dass er es nicht mehr ist, ob der Name an sich, auch wenn kein Verbrechen vorliegt, oder die an dem Namen haftenden Verbrechen bestraft werden sollen. Einstweilen habe ich es mit denen, die mir als Christen angegeben wurden, so gehalten: Ich fragte sie, ob sie Christen seien. Gestanden sie, so fragte ich sie unter Androhung der Todesstrafe zum zweiten- und dritten Mal. Blieben sie dabei, so ließ ich sie zum Tode führen. Denn ich bezweifelte nicht, dass, wie auch ihr Bekenntnis beschaffen sein möchte, jedenfalls ihre Hartnäckigkeit und ihre Halsstarrigkeit bestraft werden müsste. Einige römische Bürger, welche dem gleichen Wahnsinn verfallen waren, habe ich zur Überführung in die Hauptstadt vorgemerkt. Wie es zu gehen pflegt, gerade infolge der Untersuchung verbreitete sich das Verbrechen weiter, und es kamen mehr Fälle vor. Es wurde eine namenlose Anklageschrift vorgelegt, die die Namen vieler Personen enthielt. Die, welche leugneten, Christen zu sein oder es gewesen zu sein, glaubte ich freilassen zu müssen, wenn sie, meinem Beispiel folgend, die Götter anriefen und deinem Bilde, das ich zu diesem Zwecke zusammen mit den Bildern der Götter hatte herbeibringen lassen, Weihrauch und Wein opferten, zudem Christus lästerten; lauter Dinge, zu denen sich wahre Christen, wie es heißt, nicht zwingen lassen. Andere, von einem Angeber mit Namen genannt, machten aus ihrem Christentum kein Hehl, aber bald verleugneten sie es wieder; sie seien allerdings Christen gewesen, aber sie seien es nicht mehr, einige seit drei, andere seit noch mehr, manche sogar seit zwanzig Jahren. Alle diese haben deinem Bild und den Bildern der Götter Verehrung erwiesen und Christus gelästert.»⁴⁹

(Den mittleren Teil des Briefes, der schildert, was Plinius in diesen Prozessen Tiber die kultischen Gebräuche der Christen herausbringen konnte, werden wir in der letzten dieser Betrachtungen abdrucken, wenn wir die Entstehung der Eucharistie zu schildern haben.) Für unsere heutige Frage zeichnet sich schon deutlich der Konfliktstoff ab, der die ganze Märtyrergeschichte des Urchristentums verursacht hat. Das war der Cäsarenkult. Schon in den ersten Zeiten des römischen Kaisertums hatte sich im ganzen römischen Weltreiche die Sitte herausgebildet, dem römischen Cäsar noch zu seinen Lebzeiten göttliche Ehren

⁴⁹ Rinn und Jüngst: «Kirchengesch. Lesebuch», Seite 8-10.

beizulegen durch kultisch-sakrale Handlungen vor den Kaiserbüsten. Diese Menschenvergötterung der regierenden römischen Cäsaren konnten die Christen nicht mitmachen. Deshalb musste es mit Naturnotwendigkeit zur Kraftprobe auf Leben und Tod zwischen dem Staate der Cäsaren und dem jungen Christentum kommen.

Es war nun für das junge Christentum ein großes Glück, dass Trajan, der diesen ersten entscheidenden Erlass zu fällen hatte, ein sehr mäßiger, weitsichtiger Herrscher war. Denn des Kaisers Antwort hat — vom damaligen römischen Staatsbegriffe aus gesehen — ein sehr mildes Vorgehen angeordnet. Der Brief des Kaisers an Plinius lautet:

«Mein Secundus! Bei der Untersuchung gegen die Personen, die dir als Christen angezeigt waren, hast du das Verfahren beobachtet, das dir die Umstände geboten. Freilich lässt sich im Allgemeinen nicht bestimmen, was, sozusagen, eine feste Norm abgäbe. Aufspüren soll man sie nicht! Werden sie aber angegeben und überführt, so sind sie zu bestrafen, so jedoch, dass jeder, der leugnet, Christ zu sein, und dies durch die Tat bezeugt, nämlich durch Anrufung unserer Götter, trotz alles Verdachtes wegen seiner Vergangenheit auf Grund seiner Reue Verzeihung erhalten soll. Den ohne Namensunterschrift eingereichten Anklageschriften jedoch darf bei keinem Verbrechen Folge gegeben werden; denn das gäbe ein schlechtes Beispiel und wäre unserer Zeit nicht würdig.»⁵⁰

Wir sehen, selbst der Cäsar will nicht ein allgemein verbindliches Vorgehen als Regel aufstellen. Wichtig aber wurde für die Christen, dass allgemeine polizeiliche Nachstöberungen ihrer Anhänger vom Kaiser verboten wurden und dass er, «seines großen Jahrhunderts bewusst», bestimmte: Anonyme Anklagen wandern in den Papierkorb! Ja die beiden nächsten Nachfolger Trajans: Hadrian und Antonius Pius, haben das Verhalten der römischen Behörden dem Christentum gegenüber noch mehr gemildert, indem sie durch kaiserliche Erlasse den christenfeindlichen Tumulten der Bevölkerung zu wehren suchten. Dies war notwendig, weil die Stimmung der breiten Bevölkerung in den gebildeten Kreisen sowohl als auch bei den breiten Massen des Volkes nach wie vor der neu aufkeimenden Religion gegenüber denkbar schlecht war. Die krassesten und plumpsten Verleumdungen, wie die, die Christen mordeten ihre Kinder, um sie dann gemeinsam aufzuessen, oder alle sittlichen Perversität seien unter ihnen verbreitet, fanden überall willige Ohren. Deshalb begegneten die Christen von allen Seiten einer allgemeinen Abneigung gegen sie. Tertullian hat diese Tatsachen zusammengefasst in seinem bekannten Ausspruch:

«Wenn der Tiber bis an die Stadtmauern steigt, wenn der Nil die Fluren nicht überschwemmt, wenn die Himmelstore verschlossen sind, dass es nicht regnet, wenn die Erde bebt, wenn Seuche und Hungersnot über die Menschen kommt, dann heißt es sofort: Vor die Löwen mit den Christen.»

Die Christen waren also immer wieder die Sündenböcke für alles Unheil!

Das Opfer eines solchen Ausbruches der Volkswut wurde der fast hundertjährige Bischof Polykarp von Smyrna, der am 23. Februar 156 den Märtyrertod starb. Er war noch ein Schüler des Evangelisten Johannes gewesen, wie sein Freund Ignatius von Antiochia. Über diesen Märtyrertod ihres Bischofs hat die Gemeinde von Smyrna kurze Zeit nach dem

⁵⁰ Rinn und Jüngst: «Kirchengesch. Lesebuch», Seite 8-10.

Ereignis einen Bericht an benachbarte Gemeinden geschickt, den uns Eusebius in seiner Kirchengeschichte zum großen Teil im Wortlaut überliefert hat. Zu jener Zeit wurde es nämlich in den Gemeinden Sitte, über das Leiden und Sterben der Märtyrer sogenannte Märtyrerakten aufzuzeichnen, die dann an den Märtyrergedenktagen im Gottesdienst verlesen wurden. Darum besitzen wir über viele dieser Prozesse und Hinrichtungen genaue zeitgenössische Berichte. Einer der ersten ist der über das Martyrium des Bischofs Polykarp. — Der Verfolgung in Smyrna waren zuerst manche Glieder der dortigen Gemeinde zum Opfer gefallen, die trotz unsäglichen Qualen und Martern standhaft geblieben waren bis in den Tod. Aber das hatte die Wut der Volksmenge, die im Zirkus Zeuge gewesen war dieser Märtyrerschicksale, nur noch mehr gereizt. «Einstimmig begannen sie zu schreien: Fort mit den Gottlosen! Auf die Suche nach Polykarp!» Polykarp hatte sich beim Ausbruch der Verfolgung auf ein in der Nähe von Smyrna gelegenes Landgut begeben, wo er in der Verborgenheit Tag und Nacht die von der Verfolgung Ergriffenen mit seiner Fürbitte umgab.

«Drei Tage vor seiner Gefangennahme hatte er während des Betens bei Nacht ein Gesicht und sah, wie sein Kopfkissen plötzlich vom Feuer ergriffen wurde und verbrannte. Als er wieder zu sich kam, legte er sofort den Anwesenden die Erscheinung aus, sagte ihnen geradezu die Zukunft voraus und erklärte seiner Umgebung offen, dass er um Christi willen den Feuertod sterben müsse.»

(Dies ist, wie wir noch an einem Beispiel sehen werden, ein häufiger Zug in diesen Märtyrerakten, dass diese todgeweihten Christen ihr Schicksal durch Vorahnungen und Visionen vorher innewurden. Sie lernten dadurch, es aus höheren Händen annehmen!)

«Da seine Späher sehr eifrig bei der Arbeit waren, soll er mit Rücksicht auf die liebevolle Sorge seiner Brüder noch einmal den Aufenthaltsort gewechselt haben und auf ein anderes Landgut gegangen sein. Doch gar bald kamen seine Verfolger dahin. Sie ergriffen zwei der dortigen Diener und zwangen einen derselben durch Misshandlungen, das Versteck des Polykarp zu verraten. Da es schon spät war, als sie ankamen, fanden sie ihn im oberen Stockwerk ruhend. Er hätte von da in ein anderes Haus fliehen können, doch wollte er es nicht tun, sondern sprach: „Der Wille Gottes geschehe!“ Das Schreiben berichtet, er sei, als er von ihrer Anwesenheit erfuhr, hinuntergegangen und habe so freundlich und so liebenswürdig mit ihnen gesprochen, dass die, welche ihn nicht schon vorher gekannt hatten, glaubten, eine wunderbare Erscheinung zu sehen; erstaunt waren sie über sein hohes Alter und die Würde und Gelassenheit seines Benehmens und darüber, dass man solche Mühe aufwenden konnte, einen so alten Mann gefangen zu nehmen. Ohne Zögern ließ Polykarp sofort für sie den Tisch decken, forderte sie dann auf, von der reichlich vorgesetzten Speise zu nehmen, und erbat von ihnen eine Stunde Frist, damit er in Ruhe beten könne. Da ihm die Bitte gewährt wurde, stand er auf und betete voll der Gnade des Herrn in einer Weise, dass die Anwesenden erschüttert wurden, als sie ihn beten hörten, und dass viele von ihnen Reueschmerzen empfanden bei dem Gedanken, das sie einen so ehrwürdigen Greis zum Tode führen wollten.»⁵¹

⁵¹ «Bibl. d. Kirchenväter», 1. Bd. N. R., Seite 176 ff.

Selbst diese Schergen schämen sich also ihres Auftrages! Polykarp wird nun auf einen Esel gesetzt und gefangen nach Smyrna geführt. Unterwegs kommen ihnen der Polizeivorsteher von Smyrna und dessen Vater entgegen.

«Sie nahmen Polykarp zu sich auf den Wagen und suchten ihn, während sie neben ihm saßen, zu überreden mit den Worten: „Was ist es denn Schlimmes, Herr Kaiser zu sagen, zu opfern und sich das Leben zu retten?“ Polykarp gab ihnen zunächst keine Antwort; als sie ihm aber keine Ruhe ließen, erklärte er: „Ich bin nicht gewillt, das zu tun, was ihr mir ratet.“ Da es ihnen nicht gelang, ihn zu überreden, beschimpften sie ihn und stießen ihn mit solcher Gewalt, dass er sich beim Absteigen vom Wagen das Schienbein verletzte. Doch er achtete nicht darauf, ging, wie wenn ihm nichts zugestoßen wäre, wohlgemut und eilends weiter und wurde in die Rennbahn geführt.»⁵²

«Was ist es denn Schlimmes: Herr Kaiser zu sagen ...» Dies müssen wir im Urtexte hören! Das kürzeste Bekenntnis der Urchristen lautete: Kyrios Christos! Christus der Herr! Der Staat aber verlangte nun von ihnen, dass sie sagten: Kyrios Kaisar! Das konnten die nicht sagen, die gewohnt waren zu bekennen: Christus der Herr!

In der Arena will nun auch der Prokonsul, der oberste römische Beamte der Provinz, den Polykarp überreden, Rücksicht zu nehmen auf sein Alter:

«Schwöre beim Glück des Cäsars, und ich werde dich freilassen... Lästere deinen Christus.» Da antwortet Polykarp: «Schon 86 Jahre diene ich ihm, und er hat mir kein Leid getan, wie kann ich meinen König, der mich erlöst hat, lästern?»

Dem Prokonsul gegenüber erklärt, sich Polykarp bereit, ihn eingehend zu belehren über die christliche Religion. Dieser aber weist das ab und droht ihm mit den wilden Tieren und mit dem Feuertode. Schließlich wird der fast 100jährige Greis dazu verurteilt, lebendig verbrannt zu werden. Als man ihn annageln will, bittet er:

«Lasset mich so. Denn der, welcher mich für das Feuer bestimmt hat, wird mir auch die Gnade geben, ohne Sicherung durch Annagelung unbeweglich auf dem Scheiterhaufen stehen zu bleiben.»

Dieser Wunsch wird ihm gewährt, er wird nur festgebunden. Der Scheiterhaufen wird angezündet; aber das Feuer meidet wie ein vom Wind geschwelltes Segel den Leib des ehrwürdigen Christuszeugen. Schließlich gibt der Konfektor, der Henker, der in der Arena den verwundeten Menschen und Tieren den Todesstoß zu geben hatte, dem Polykarp mit dem Schwerte den Tod. Die Menge will nun den Prokonsul überreden, dass er den Christen den Leichnam Polykarps nicht herausgebe, damit sie den Gekreuzigten nicht verlassen und anfangen, den Polykarp zu verehren! Der Prokonsul aber lässt den Leichnam «dem Brauche gemäß verbrennen». Die Christen kommen hernach doch in den Besitz seiner Gebeine.

«Wir bestatteten dieselben an geeigneter Stelle, wo wir uns womöglich mit Jubel und Freude versammeln, um mit der Gnade des Herrn den Tag seines Martyriums und seiner Geburt zu feiern zur Erinnerung an die, welche uns im Kampf vorangegangen sind, und zur Übung und Vorbereitung für die, welche im Kampfe folgen.»

⁵² «Bibl. d. Kirchenväter», 1. Bd. N. R., Seite 176 ff.

So schließt dieser Bericht der Gemeinde von Smyrna über den Tod ihres ehrwürdigen Bischofs. Wir begegnen am Schlusse des Berichtes wieder der Anschauung: Der Todestag des Märtyrers ist sein Geburtstag für die höhere Welt. Ignatius schrieb: «Mir steht die Geburt bevor»

Und in diesen letzten Sätzen ist ein weiteres Geheimnis angedeutet, dass die glorreiche Märtyrergeschichte des Urchristentums erfüllt: Tertullian hat es in die Worte zusammengefasst: «Immer größer wird unsere Zahl, sooft wir niedergemäht werden: denn das Blut der Christen ist ihr Samen!»

Über den Gräbern ihrer Märtyrer haben die Christen später ihre Altäre gebaut. Bei diesen Märtyrergräbern versammelten sie sich immer wieder «in Jubel und Freude», weil sie dort ganz besonders stark die helfende Nähe ihrer Toten erlebten. Das Wort aus dem Hebräerbrief (12, 1 1.): «Weil wir denn eine solche Wolke von Blutzügen um uns haben..., so lasset uns laufen in Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist», das war ungezählter Urchristen innerste Lebenserfahrung. Sie erlebten es immer wieder, wie die, die siegreich bestanden hatten in allen Prüfungen und Qualen des Martyriums, ihre helfenden Geisteskräfte hineinfließen ließen in das Bewusstsein derer, die diesem Kampf noch entgegensahen oder sich mitten in ihm befanden!

Und das führt uns zu einem weiteren Geheimnis dieser urchristlichen Märtyrerzeit. Gewiß gab es auch solche, die im Angesicht der Gefahren ihren Glauben verleugneten und abfielen. Die Frage, wie diese «Lapsi», diese Abgefallenen, die nach Beendigung der Verfolgungszeiten ihren Abfall bereuten und in den Schoß der Kirche zurückzukehren wünschten, zu behandeln seien, bildete später eine ernste Streitfrage unter den Führern der Kirche. Oft haben dann gerade die standhaften Bekenner für die Schwachen und Gestrauchelten Fürbitte eingelegt, und ihrer Fürbitte wurde besonderes Gewicht beigelegt. — Aber es gibt in der urchristlichen Märtyrergeschichte auch ungezählte Beispiele, die zeigen, dass nicht nur reife Männer und Frauen und erfahrene, abgeklärte Greise, wie Polykarp oder Origenes, allen Drohungen und allen Martern gegenüber standhaft blieben, sondern auch junge Menschen, ja oft sogar solche, die erst kurze Zeit Christen waren, ja sogar erst Katechumenen, Taufkandidaten, waren. Bei der Verfolgung vom Jahre 202 wurden in Nordafrika zwei junge Christinnen: Perpetua und Felicitas, gefangengenommen. Sie waren eben erst getauft worden. Die eine nahm ihr neugeborenes Kind mit sich ins Gefängnis, um ihm weiter die Brust geben zu können; die andere sah der baldigen Geburt eines Kindes entgegen. Im Gefängnis hatte Perpetua, die Mutter des neugeborenen Kindes, eine Vision, die sie hernach in den Aufzeichnungen, die sie selber während ihrer Gefängniszeit machte, mit folgenden Worten beschrieb:

«Es ward mir folgendes gezeigt: Ich sah eine goldene Leiter von wunderbarer Höhe, die bis an den Himmel reichte und so schmal war, dass nur einer um einen emporsteigen konnte, und an den Seiten der Leiter waren allerlei eiserne Werkzeuge angehängt. Es waren da Schwerter, Lanzen, Haken, Dolche, so dass, wenn einer unvorsichtig oder ohne nach oben achtzugeben, hinaufstieg, er zerfleischt wurde und Fleischteile von ihm an den Werkzeugen hängen blieben. Und es lag unter derselben Leiter ein Drache von außerordentlicher Größe, welcher den Emporsteigenden nachstellte und sie vom Aufsteigen abschreckte. Es stieg aber Saturnus zuerst hinauf, welcher sich nachher um unserwillen freiwillig ausgeliefert hatte,

damals aber, als wir ergriffen wurden, noch nicht dabei gewesen war. Und (er gelangte auf die Spitze der Leiter und wandte sich zu mir und sprach: Perpetua, ich warte auf dich. Aber sieh, dass dich jener Drache nicht beiße. — Und ich sprach: Er wird mir nicht schaden, im Namen des Herrn Jesu Christi. — Und der Drache, wie wenn er mich fürchtete, erhob unter der Leiter hervor langsam den Kopf, und als ich auf die erste Stufe getreten war, trat ich auf seinen Kopf. Und ich stieg empor und sah einen unermesslich weiten Garten und mitten darin einen Menschen in weißen Haaren sitzen, in der Kleidung eines Hirten von großer Gestalt, der die Schafe molk, und rings um ihn her stehend viele Tausende in weißen Kleidern. Und er erhob sein Haupt und sah mich an und sprach: Sei mir willkommen, mein Kind. Und er rief mich und gab mir von dem Käse ... einen Mund voll, und ich empfang es mit zusammengefügteten Händen und aß, und alle Umstehenden sprachen: Amen. Und auf den Schall dieser Stimmen erwachte ich, immer noch ich weiß nicht was Süßes kauend. — Und ich berichtete sogleich meinem Bruder, und wir verstanden, dass uns das Leiden (Martyrium) bevorstehe. Und wir hatten von da an keine Hoffnung mehr in der Welt.»⁵³

Hier haben wir wieder ein Beispiel dafür, wie Christen durch prophetische, visionäre Erlebnisse auf ihren Leidensgang vorbereitet und gestärkt wurden. (Siehe oben das Gesicht des Polykarp vom brennenden Kopfkissen.) Perpetua sieht in visionären Bildern die Gefahren, die ihr auf ihrem Leidenswege noch auflauern; sie empfängt aber auch durch eine Christusberührung und ein geistiges Kommunionserlebnis die Wegzehrung, die sie braucht, um auf dem Wege der Prüfungen standhaft zu bleiben. Der Bischof Cyprian von Karthago schildert in seinem 57. Briefe die urchristliche Sitte, zur Stärkung und Vorbereitung für das Martyrium das Christumahl zu reichen,

«damit wir diejenigen, so wir zum Kampf aneifern und ermahnen, nicht waffen- und schutzlos lassen, sondern sie mit dem Schilde des Blutes und Leibes Christi versehen. Denn wenn die Eucharistie zu dem Zwecke vollbracht wird, dass sie den Empfängern ein Schutzmittel sein könne, so müssen wir mit der Kraft der Speisung des Herrn eben jene ausrüsten, welche wir dem Feind gegenüber gesichert wissen wollen. Wie wollten wir sie auch lehren und ermuntern, für das Bekenntnis des Namens Christi ihr Blut zu vergießen, wenn wir ihnen, so sie ins Feld zu ziehen bereit sind, Christi Blut verweigerten? ... Denn es kann der, so nicht von der Kirche zum Kampfe gewappnet wird, zum Martyrium gar nicht fähig sein, und die Seele wird matt, welche nicht der Empfang der Eucharistie aufrechterhält und anfeuert.»⁵⁴

Felicitas aber, die Leidensgenossin der Perpetua, gebar wenige Tage vor den Kampfspielen ein Mädchen, das sie dann einer Mitchristin zur Pflege übergeben durfte. Als sie in den Geburtswehen lag, sprach einer der Türschließer zu ihr:

«Wenn du jetzt schon dich so übel benimmst, was wirst du erst machen, wenn du den Bestien vorgeworfen wirst, die du verachtet hast, als du nicht «opfern wolltest?»

Da gibt ihm Felicitas zur Antwort:

⁵³ «Acta Martyrum», übers. v. H. aus Ruinart, abgedr. in Ludwig: «Quellenbuch», Seite 158 ff.

⁵⁴ «Acta Martyrum», übers. v. H. aus Ruinart, abgedr. in Ludwig: «Quellenbuch», Seite 158 ff.

«Jetzt leide ich, was ich leide, dort aber wird ein anderer in mir sein, welcher für mich leiden wird, weil auch ich für ihn leiden werde.»⁵⁵

Hier hören wir aus dem Munde einer jungen Christin, die eben erst die Taufe empfangen hat, die Überzeugung: Wenn es zum Martyrium geht, dann werde ich nicht mehr allein die Last der Prüfungen und Qualen zu ertragen haben, dann wird Christus in mir die Last der Anfechtungen mit mir tragen und mich stärken! Von Perpetua berichten dann die Märtyrerakten, dass sie während der Tierkämpfe so entrückt war in ihrem Geiste, dass sie, als sie aus der Arena zum «Tor der Lebenden» zurückgeführt wurde, sich benahm,

«wie wenn sie vom Schlafe erwacht wäre — so sehr war sie im Geiste und in der Verzückung gewesen. — Sie begann um sich zu schauen und sagte unter allgemeinem Staunen: Wann werden wir denn endlich jener Kuh vorgeführt? Und als sie hörte, dass es schon geschehen, glaubte sie es nicht eher, als bis sie einige Zeichen der Verletzung an ihrem Leib und am Gewand erkannt hatte.»

Im Castelvecchio in Verona ist ein christlicher Sarkophag aufgestellt. Darauf ist das Martyrium von zwei Christen dargestellt. Auf der einen Seite des Sarkophags wird gezeigt, wie die beiden Christen sich weigern, das heidnische Opfer darzubringen, ferner wie sie daraufhin von dem römischen Richter verurteilt werden. Auf der andern Seite des Sarkophags sehen wir dann ihre Hinrichtung durch das Schwert. Während der Scharfrichter eben erst zum tödlichen Schlage ausholt, schwebt über den beiden Märtyrern ein Engel, der ihre beiden Seelen in seinem Schoße trägt. Was da bildlich dargestellt ist, das haben viele urchristliche Märtyrer erlebt: Während der Martern und Todesqualen waren ihre Seelen schon geborgen im Schoße ihrer schützenden Engel. Zuzufolge der Lockerung zwischen dem Leibe und dem seelisch-geistigen Wesen des Menschen, die damals bei vielen noch leichter eintrat, als das heute der Fall sein könnte, wo der Mensch im allgemeinen viel fester in seiner Leibeshülle drin steckt, spürten die Märtyrer die Qualen ihrer Folterungen und ihrer Hinrichtung gar nicht so bewusst und waren so der Versuchung enthoben, der versammelten Volksmenge während ihrer oft furchtbaren Martern ein Bild von Schwachheit oder gar von mangelnder Standhaftigkeit zu geben. «Jetzt in meinen Geburtswehen», sagt Felicitas, «leide ich, was ich leide. Dort aber in der Arena wird ein anderer in mir sein, welcher für mich leiden wird.» Das war tausendfache Erfahrung in der urchristlichen Märtyrergeschichte. Und deshalb war das Blut der Märtyrer wirklich der Same des Christentums. Gerade durch die Verfolgungen wuchs die Zahl der Christen immer mehr an innerhalb des ganzen römischen Weltreiches.

Da, im Jahre 250, holte der Cäsar Decius zu dem, wie er hoffte, vernichtenden Schlag aus gegen das Christentum. Durch ein Staatsgesetz ordnete er eine allgemeine gleichzeitige Verfolgung der Christen an in allen Provinzen des Römischen Reiches. Nun wurde radikal gebrochen mit dem milden Rat des Trajan, die Christen nicht aufzustöbern. Jetzt wurden im Gegenteil sämtliche Christen, auch die Frauen und die Kinder, vom Staate vorgeladen, ihre Staatstreue durch Vornahme des heidnischen Opfers und durch Huldigung vor den Kaiserbüsten öffentlich zu bekunden. Decius ging so rigoros gegen die Christen vor, weil er

⁵⁵ «Acta Martyrum», übers. v. H. aus Ruinart, abgedr. in Ludwig: «Quellenbuch», Seite 158 ff.

die Grundlagen des römischen Staates durch sie gefährdet glaubte. So siebte er die ganze Bevölkerung des römischen Weltreiches durch auf ihre Kaisertreue. Groß war natürlich bei dieser Gesinnungsschnüffelei am laufenden Band die Zahl der Lapsi. Die Kirche unterschied damals *sacrificati*, solche, die heidnische Opfer vollbracht hatten, *turificati*, solche, die geräuchert hatten vor den Kaiserbüsten, *libellatici*, solche, die den Libellus = die amtliche Bescheinigung über das vollzogene Opfer durch Bestechung sich verschafft hatten, und *acta facientes*, solche, die sich in die Opferlisten einzuschmuggeln gewusst hatten.

Aber diesem trüben Bild der Abtrünnigen gegenüber stellt Eusebius das Bild der Standhaftigkeit hin, das auch damals viele darlebten:

«Was soll ich dem gegenüber sagen von der Menge derer, die als standhafte Bekenner in Einöden und auf den Bergen umherirrten und durch Hunger und Durst, durch Kälte und Krankheiten, durch Räuber und wilde Tiere umgekommen sind?»

Viele starben damals den Märtyrertod, wenn auch um der Gerechtigkeit willen gesagt werden muss, dass die Zahl der *Confessores* (der Christen, die nur eingekerkert und gefoltert wurden) größer war als die der Märtyrer. Denn dem Staate war daran gelegen, durch Terror und Verbreitung von Furcht die religiöse Einheit der Bevölkerung des Reiches wieder zu erreichen. Er wollte die Christen zur nationalen Religion, die in der Cäsaren-Verehrung ihren sichtbaren Ausdruck fand, wieder bekehren; ihm lag nicht daran, sie einfach auszurotten. Damals ist ja auch, wie wir schon geschildert haben, Origenes Confessor geworden. In seiner schon in einer früheren Betrachtung erwähnten Schrift «Ermahnung zum Martyrium», die 15 Jahre vorher entstanden war, hatte sich der Verfasser gegen die gewendet, die das heidnische Opfer zu bagatellisieren suchten mit dem Hinweis darauf, es geschehe ja nichts bei solchen Opfern. Sie seien ja lediglich Theater, dem man sich schon unterziehen könne, wenn man dabei sich das Leben retten könne. Demgegenüber vertritt Origenes im 45. Kapitel seiner Schrift: «Ermahnung zum Martyrium» eine Auffassung, die heute sicherlich auch von der überwiegenden Mehrzahl der gläubigen Christen als krasser Aberglaube angesehen wird. (Dies aber beweist uns nur das eine: wie weit unsere vermeintlich christliche Weltbetrachtung sich entfernt hat von der Weltanschauung der größten urchristlichen Denker!) Origenes sagt, dass auch bei den heidnischen Opferfeiern und Zeremonien etwas Reales geschieht: Sie nähren die Dämonen. Sie geben finstern, die fortschrittliche Entwicklung hemmenden Geistern Gelegenheit, sich der Erdsphäre zu nähern und in ihr in einer Weise wirksam zu werden, wie sie es ohne diesen Dienst der Menschen für sie nicht tun könnten. Deshalb soll niemand das, wozu der römische Staat die Christen zwingen will, als harmlos ansehen. «Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Geist des Widerstandes!»

Was hat der radikale und «durchgreifende» Versuch des Cäsars Decius erreicht? Auch er hat den Zweck, die religiöse Einheitlichkeit im Reiche wieder zu erzwingen, nicht erreicht. Den Christen kam dabei zugute, dass Decius nach kurzer Regierungszeit fiel. Sein Nachfolger Valerian änderte die Methoden der Verfolgung. Er suchte nun vor allem die christlichen Führer: Bischöfe, Presbyter und Diakone, auch innerhalb der Beamtschaft des Reiches diejenigen, die Christen waren, systematisch zum Abfall zu bringen. «Eine Herde ohne Hirten wird sich zerstreuen», so dachte er. Auch das half nichts. Auch nicht der Erlass, dass den

Christen ihre Katakomben, ihre Friedhöfe weggenommen werden sollten, dass ihnen überhaupt verboten wurde, ihre Begräbnisstätten weiter zu betreten, dass ihre kirchlichen Räume konfisziert wurden. Nicht das Christentum war eines Tages besiegt und ausgerottet. Der römische Staat musste sich eines Tages als besiegt erklären, indem er alle Verfolgungsedikte zurücknahm und das Christentum als eine «religio licita» erklärte. Im Jahre 311 erließ der Cäsar Galerius das erste Toleranzedikt zugunsten der Christen. Schon im Jahre 312 oder 313 folgte das berühmte Edikt von Mailand, in dem Konstantin den Christen all ihr Eigentum zurückgeben ließ und sie seiner besonderen Gunst versicherte. Nun begann die Sonne der kaiserlichen Gnaden die Christen in ebenso reichem Maße zu bescheinen, wie sie vorher der Vernichtungswille des Staates verfolgt hatte. Nun stiegen die Christen aus den Katakomben empor und weihten bald die ersten großen Basiliken ein, die sie unter den Strahlen der kaiserlichen Gunst erbauen durften. Noch folgten — zum Beispiel unter Julian Apostata — Rückschläge in dieser freundschaftlichen Beziehung zwischen Christentum und Staat. Aber sie bewirkten auf die Dauer nur, dass die Ehe zwischen Kirche und Staat eine immer engere wurde. Leider waren die späteren Generationen den inneren Gefahren gegenüber nicht ebenso wachsam, wie die früheren es den äußeren gegenüber gewesen waren. Immer mehr durchsetzte der Geist des römischen Imperiums das christliche Denken und die kirchlichen Sitten und Gebräuche. Rom als Feind hatte das Reich Christi nicht zu besiegen vermocht. Rom als Freund und Ehepartner durchsetzte es so sehr mit seinem Geiste, dass heute das Reich Christi abermals in einen Entscheidungskampf auf Leben und Tod eingetreten ist, in den Kampf, in dem es gilt, die Ehe zwischen Christentum und Staat wieder vollständig aufzulösen. Wenn es in den Stürmen der Gegenwart gelingt, das Christentum einzig und allein wieder auf seine religiös-geistigen Kräfte zu gründen unter völliger Vermeidung des Danaergeschenkes von staatlicher Protektion und staatlicher Beeinflussung, dann wird aus der Asche des gegenwärtigen Weltenbrandes der Vogel Phönix einer neuen christlichen Kultur hervorgehen, die des Urchristentums würdig sein wird.

Die geistige Selbstbehauptung des Urchristentums gegenüber dem Staate - Justinus Martys, der Apologet im Philosophenmantel

In der vorigen Betrachtung zeigten wir, warum das Urchristentum eine große Märtyrerzeit gewesen ist. Aber wir konnten dabei nur die eine Seite des Verhältnisses der Urchristen zum Staate beleuchten, den passiven, den leidenden Teil, die Opfergesinnung jener ersten Heldenzeit unserer Religion. Aber jene fast drei Jahrhunderte lang dauernde Auseinandersetzung des Urchristentums mit dem Staate hatte auch eine aktive Seite. Die Urchristen sind auch immer wieder zum Angriff übergegangen, zwar nicht mit den Waffen in der Hand, nicht mit äußeren Machtmitteln irgendwelcher Art, wohl aber mit den Waffen des Geistes. Wenn es uns nun obliegt, diesen geistigen Kampf der Selbstbehauptung dem Staate gegenüber etwas zu beleuchten, dann müssen wir wieder — wie beim leidenden Teil — die Wurzeln der urchristlichen Einstellung im Verhalten Christi selber aufdecken.

Wir erinnern uns, wie in den Tagen vom Palmsonntag bis zum Gründonnerstag zwischen Christus und den Führern des jüdischen Volkes ein geistiger Kampf dem eigentlichen Prozess und der Verurteilung des Erlösers voranging. Während jener geistigen Auseinandersetzungen traten einmal die Gesandten der Pharisäer und des Herodes an Christus heran mit der schmeichelhaften Anrede — die natürlich den Gegner nur aufs Glatteis hinauslocken sollte:

«Meister, wir wissen, dass du wahrhaftig bist und dass du den Pfad zur göttlichen Welt in Wahrheit lehrst. Du nimmst niemandem gegenüber falsche Rücksichten, denn du schaust nicht auf das äußere Ansehen des Menschen.» Und dann richteten sie an ihn die verfängliche Frage: «Ist es richtig, dem Cäsar «die Steuer zu entrichten, oder nicht?»

Nun müssen wir bedenken, in welcher geschichtlichen Situation diese Frage an Christus gerichtet wurde. Judas Makkabäus hatte einst während des Krieges gegen die syrischen Eroberer die Römer als Bundesgenossen zu Hilfe gerufen. Aber in den folgenden Jahrhunderten hatten die Römer das Band der Bundesgenossenschaft so eng gezogen, dass daraus mehr und mehr die Fessel der Unterdrückung wurde. Dieser römische Druck und jüdische Gegendruck führte dann schließlich im Jahre 69. n. Chr. zum jüdischen Krieg gegen die Römer unter Vespasian und Titus, der mit der Zerstörung Jerusalems endigte und die politische Selbständigkeit des jüdischen Volkes vollends vernichtete.

Zur Zeit der öffentlichen Wirksamkeit Christi war dieser Prozess der gewaltsamen Auseinandersetzung zwischen Judentum und römischem Staate schon in Vorbereitung. Die Juden, die jene Frage an Christus richteten, hatten sich folgende Überlegung gemacht: Sagt Christus: «Ja, gebt dem Cäsar in Rom die Steuer», so ist er entlarvt als Römer-Freund, als Verräter an der jüdischen Sache. Sagt er aber: «Nein, gebt dem Cäsar die Steuer nicht», so hat er sich öffentlich auf die Seite der jüdischen Eiferer, der nationalistischen israelitischen Scharfmacher gestellt. Also: er kann antworten, wie er will, das Steilholz wird zuschlagen, er muss sich fangen in der Schlinge, die ihm gelegt ist.

Christus aber offenbart auch in dieser schwierigen Lage seine göttliche Weisheit und Überlegenheit. Er lässt sich ein Geldstück geben, wie es zur Bezahlung der Steuern

Verwendung findet, und fragt: «Wessen Bild und Aufschrift ist das?» Seine Gegner müssen antworten: «Das Bild des Cäsars!» Da antwortet ihnen Christus:

«So gebt dem Cäsar, was dein Cäsar gehört, und Gott, was Gott gehört! — Da sie das hörten, erstaunten sie, ließen ab von ihm und gingen davon.» (Matth. 22, 15 ff.)

Zu dieser lakonischen Antwort Christi ist unser ganzes Problem auf die kürzeste Formel gebracht und zugleich für die christliche Überzeugung grundsätzlich gelöst. Jeder Mensch unserer Zeitepoche steht drin in zwei Interessensphären: in der des Staates, dem er angehört, und in der der göttlichen Macht, der er dient. Wie verhalten sich diese Interessenkreise zueinander? Wenn wir dies Problem nach allen Seiten hin überblicken, werden wir erkennen, dass es im Wesentlichen drei Lösungsmöglichkeiten gibt (unter Außerachtlassung der verschiedenen Zwischenlösungen).

1. Möglichkeit: Der Kreis, der die religiösen Belange darstellt, wird vollständig umschlossen von einem größeren Kreise, der die staatlichen Belange darstellt. Diese Skizze stellt die Lösung dar, bei der die Staatsallmacht eine vollkommene zu sein anstrebt. Alles, auch die Religion, ist der Staatsallmacht untertan: Die Religion ist die Magd des Staates.

2. Möglichkeit: Staat und Religion sind darzustellen als zwei Kreise, deren Mittelpunkte nebeneinander liegen, die sich so wenig als möglich überschneiden mit ihren Kreislinien, ja die sich im idealsten Falle nur an einem Punkte berühren. Jeder Kreis stellt eine eigene Interessensphäre dar, die in die Belange des andern Kreises möglichst wenig hinübergreift. Jeder einzelne Mensch hat Anteil an beiden Kreisen durch individuelles Schicksal und Selbstbestimmung.

3. Möglichkeit: Der kleinere Kreis hat seinen Mittelpunkt wiederum innerhalb des größeren Kreises. Aber umgekehrt wie bei der ersten Möglichkeit stellt der größere Kreis nun die religiösen Belange dar. Das heißt: Auch das ganze staatliche Leben wird durchdrungen vom Geist und Einfluss des Reiches Gottes.

Alle drei Lösungsmöglichkeiten suchen die Konflikte zwischen den religiösen und den staatlichen Forderungen an den Menschen aus der Welt zu schaffen, die erste Möglichkeit auf die Weise, dass die staatlichen Forderungen auch die religiösen durchdringen und modifizieren, die dritte umgekehrt dadurch, dass die religiösen Kräfte auch die Sphäre des Staates ganz durchsetzen und beeinflussen. Die zweite Möglichkeit sucht die beiden Interessenkreise so weit als überhaupt möglich auseinanderzuhalten und überlässt es jedem einzelnen Menschen, in welcher Weise er sein Verhältnis zu bei den Interessenkreisen ordnen will.

Nach dem oben Gesagten dürfte sofort klar sein, dass eine Lösungsmöglichkeit mit dem Sinn und Geist des Christentums unvereinbar ist: die erste. «Gebt dem Cäsar, was dem Cäsar gehört, gebt aber Gott, was Gott gehört.» Der Staat hat berechnete Ansprüche an den Menschen. Jedes Geldstück beweist durch Bild und Aufschrift, dass es in die Interessensphäre des Staates hineingehört. Aber trägt der Mensch selber nicht auch eine Prägung? «Und die Gottheit schuf den Menschen ihr zum Bilde.» Wir alle, die wir Menschen sind, tragen das Ebenbild unseres göttlichen Schöpfers an uns. Auch er, unser göttlicher Schöpfer und Erhalter, hat legitime Ansprüche an uns, denen wir uns nicht entziehen dürfen, wenn wir unser Lebensziel nicht aus dem Auge verlieren sollen. Also kann für den lebendigen Christen nur die zweite oder dritte Lösungsmöglichkeit in Betracht kommen.

Augustinus hat in seinem «Gottesstaat» die Durchführung dieser dritten Möglichkeit anzustreben gesucht. Und Calvin hat im Staate Genf seinerzeit eine «Gottesstadt» aufzurichten versucht, in der alle staatlichen Lebensgebiete einzig und allein von den christlichen Grundsätzen aus aufgebaut und vom Geiste Christi beherrscht sein sollten. Aber dieser und andere Lösungsversuche auf Grund dieser dritten Möglichkeit sind Vorwegnahme eines künftigen Idealzustandes der menschlichen Ordnungen. Sie werden in ihrer praktischen Durchführung so lange scheitern, als nicht die große Mehrzahl der Glieder eines Staates aus wirklich durchchristeten Menschen besteht, die in ihrer persönlichen Lebensgestaltung den Geist Christi schon voll in die Tat umsetzen. Der Staat ist — in jeder Regierungsform — im Großen gesehen die Summe der Lebensäußerungen der einzelnen Glieder, aus denen er besteht. Die Geschichte lehrt, dass überall dort, wo eine Regierung in ihren Verordnungen dem Entwicklungszustand des gesamten Volkes nicht entsprach, die Korrektur immer im Laufe kürzerer oder längerer Zeitpausen erfolgen musste.

Solange deshalb der Staat zufolge des Entwicklungszustandes der Gesamtheit seiner Glieder noch weitgehend ein a-christliches Gepräge tragen wird, wird die zweite Möglichkeit für den Christen die anzustrebende Lösung sein. Nicht zuletzt aus diesem Grunde bilden die drei ersten Jahrhunderte der Geschichte des Christentums eine so wunderbare Blüte christlicher Kultur, weil in dieser Zeit diese zweite Möglichkeit noch vollkommen verwirklicht wurde. Das christliche Leben entfaltete sich noch rein aus seinen innern Kräften heraus ohne jegliche Einmischung und Beeinflussung der staatlichen Gewalten. Wo sich dabei für den einzelnen Christen zwischen den religiösen und den staatlichen Forderungen Konflikte ergaben, da haben, wie wir in der letzten Betrachtung gesehen haben, die Urchristen immer wieder gehandelt nach der Mahnung der Apostel: «Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.» Im Widerstreit zwischen den religiösen und den staatlichen Belangen gilt unbedingt die Suprematie des Reiches Gottes.

In der vorigen Betrachtung wurde gezeigt, wie die Übergriffe des Staates in die religiösen Belange hinüber diese Zusammenstöße verursacht haben. Es ist eine sehr leichte historische Aufgabe, zu zeigen, dass den Christen der ersten drei Jahrhunderte an diesen Zusammenstößen keine Schuld beigemessen werden kann. Es ist erstaunlich, welche hohe Mission die Urchristen ihrem Staate immer wieder beigemessen haben. Schon wer das 13. Kapitel des Römerbriefes auf sich wirken lässt, wird erkennen, wie groß die Bedeutung ist, die Paulus dem Staate zuerkennt. Doch nicht nur das. In den Pastoralbriefen ermahnt der Apostel seine Mitarbeiter Timotheus und Titus ausdrücklich zur Fürbitte für weltliche Fürsten und Obrigkeiten. Er tut das ja einer Obrigkeit gegenüber, die — ihm wenige Jahre später den Kopf abschlagen ließ! Aber trotz der furchtbaren neronischen Verfolgung hielten die nachapostolischen Gemeinden fest an diesem wohlwollenden Verhältnis dem römischen Staate gegenüber. Das leuchtendste Zeugnis dafür ist das Gebet für die Obrigkeit im Briefe des römischen Presbyters Clemens an die Gemeinde in Korinth, das um das Jahr 95 n. Chr. herum entstanden sein mag. Wegen seiner großen Kraft und Schönheit wollen wir es im Wortlaut hier abdrucken:

«Gib Einigkeit und Frieden uns und allen, die auf Erden wohnen, wie Du sie unsern Vätern gegeben hast, als sie Dich heilig in Glauben und Wahrheit anriefen. Laß uns Deinem allmächtigen und herrlichen Namen und unsern Herrschern und Fürsten auf Erden gehorsam

sein. Du, Herr, hast ihnen kraft Deiner erhabenen und unsagbaren Macht die Königsgewalt gegeben, auf dass wir der Herrlichkeit und Ehre, die Du ihnen verliehen hast, innewerden und uns ihnen unterordnen, in nichts Deinem Willen zuwider. Gib ihnen, Herr, Gesundheit, Frieden, Eintracht, Wohlergehen, dass sie die Herrschaft, die Du ihnen verliehen hast, ohne Fehl führen. Denn Du, himmlischer Herr, König der Äonen, gibst den Menschensöhnen Herrlichkeit und Ehre und Gewalt über das, was auf Erden ist. Richte Du, Herr, ihren Sinn nach dem, was gut und wohlgefällig vor Dir ist, damit sie in Frieden und Sanftmut die Herrschaft, die Du ihnen verliehen hast, fromm führen und Deiner Gnade teilhaftig werden. — Der Du allein imstande bist, dies und noch viel mehr Gutes an uns zu tun, Dich preisen wir durch den Hohepriester und Schutzherrn unserer Seelen, Jesus Christus, durch welchen Dir die Herrlichkeit und Majestät sei, jetzt sowohl als von Geschlecht zu Geschlecht, von Ewigkeit zu Ewigkeit (von Äon zu Äon). Amen.»⁵⁶

Aber dieser fürbittend erhobene Arm der ersten christlichen Gemeinden genügte — wie wir gesehen haben — nicht, um das Verhängnis der Verfolgung von den Gemeinden abzuwenden. Wir mussten ja erkennen, wie die Stimmung der außerchristlichen Kreise bei Gebildeten und Ungebildeten dem jungen Christentum gegenüber denkbar schlecht gewesen ist. Es versteht sich von selbst, dass die Christen diesen infamen Verleumdungen und Anwürfen gegenüber nicht schweigen durften. Ihre wichtigsten Gegenmittel gegen diese Entstellungen und Verdrehungen waren die sogenannten Apologien. Dies sind die Verteidigungsschriften, die von christlichen Schriftstellern an die regierenden Kaiser oder den römischen Senat eingereicht worden sind.

Die älteste dieser Verteidigungsschriften, die etwa im Jahre 125 entstanden sein dürfte, wurde von einem griechischen Christen namens Quadratus verfasst und dem Kaiser Hadrian eingereicht. Eusebius hat sie noch gekannt, heute ist sie leider verloren. Auch der 2. Apologet, Aristides, stammte aus Griechenland; er war ein athenischer Philosoph, der um 140 herum seine Verteidigungsschrift dem Kaiser Antonius Pius einreichte. Im Jahre 1889 hat ein englischer Forscher im Katharinenkloster auf dem Sinai eine syrische Übersetzung dieser Apologie des Aristides gefunden. Und gleichzeitig entdeckte nun ein anderer Forscher, dass diese älteste heute bekannte Apologie Aufnahme gefunden hatte in dem mittelalterlichen Roman: Barlaam und Josaphat.

Wir besitzen sie also heute in einer griechischen und einer syrischen Fassung. Wir drucken aus den Anfangskapiteln dieser ältesten Apologie einige Partien hier ab, um zu zeigen, wie diese ersten Verteidiger des Christentums das Rüstzeug der griechischen Philosophie benützten, um die Überlegenheit des Christentums gegenüber allen damaligen Religionen zu beweisen. Das Anfangskapitel liest sich wie die Einleitung einer aristotelischen Schrift:

«Ich bin, o Kaiser, durch Gottes Vorsehung auf die Welt gekommen. Und als ich den Himmel betrachtete und Erde und Meer und Sonne und Mond erblickte und die übrigen Schöpfungswerke, da erstaunte ich über dieses Weltgebäude. Ich begriff aber, dass sich die Welt und alles darin aus Zwang bewegt, und ich sah ein, dass derjenige, der sie bewegt und erhält, Gott ist (der darin verhüllt und dadurch verborgen ist); auch ist klar, dass das Bewegende stärker ist als das Bewegte, und das Erhaltende stärker als das Erhaltene. Aber

⁵⁶ Kap. 60-61, Übers. von E. Hennecke: «Neutestam. Apokryphen», Seite 501/2.

nachzugrübeln über den Beweger des Alls, wie beschaffen er ist — denn so viel ist mir ersichtlich: er ist ja seiner Natur nach unbegreiflich — und zu handeln über die Festigkeit seiner Weltordnung, um sie ganz zu begreifen, bringt mir keinen Gewinn, kann sie ja doch niemand vollkommen begreifen. Ich behaupte aber von dem Weltbeweger, dass er der Gott des Alls ist, der alles um des Menschen willen gemacht hat» (echt griechisch! Der Mensch ist Maß und Ziel aller Dinge!); «und mir scheint das allein von Wert zu sein, dass man Gott verehere und den Mitmenschen nicht kränke.»

Es folgt dann eine Schilderung dieses höchsten Gotteswesens, die stark an die negative Theologie des Dionyssios Areopagita erinnert, da sie wie jene vorwiegend in verneinenden Ausdrücken die Geheimnisse dieses Gotteswesens in menschlichen Worten wiederzugeben sucht:

«Ich behaupte aber, dass Gott ungezeugt ist und ungemacht, von niemandem umfasst wird, selber aber alles umfasst, dass er ist eine durch sich seiende Form, anfangslos und endlos, unvergänglich, unsterblich, vollkommen und unbegreiflich. Wenn ich sagte: vollkommen, so heißt das, dass er keinen Mangel hat und nichts bedarf, während alles seiner bedarf; und wenn ich sagte, dass er anfangslos ist, so heißt das, dass alles, was einen Anfang hat, auch ein Ende hat, und alles, was ein Ende hat, auflösbar ist.»

«Er hat keinen Namen, denn alles, was einen Namen hat, gehört zu dem Geschaffenen. Er hat keine Gestalt und keine Zusammensetzung von Gliedern; denn wer solches hat, gehört mit zu den Gebilden. Er ist nicht männlich und nicht weiblich. Der Himmel umfasst ihn nicht, vielmehr wird der Himmel und alles Sichtbare und Unsichtbare von ihm umfasst. Er hat keinen Gegner, denn es gibt niemand, der stärker wäre als er. Er hat nicht Grimm und Zorn, denn es gibt nichts, das ihm widerstehen könnte. Irrtum und Vergesslichkeit liegt nicht in seiner Natur, denn er ist ganz und gar Weisheit und Einsicht, und durch ihn besteht alles. Er heischt nicht Schlacht- und Trankopfer, noch eines von den unsichtbaren Dingen, aber alle Lebewesen heischen von ihm.»⁵⁷

Im Folgenden wird dann nachgewiesen, wie die Barbaren statt dieses unsichtbaren Schöpfers seine Schöpfung anbeten, die Elemente: Erde, Wasser, Luft und Feuer oder Sonne, Mond und Sterne. Noch schimpflicherem Irrwahn seien die Griechen verfallen, die ihren Göttern viel Menschliches, Allzumenschliches andichten. Schon in dieser ersten Apologie werden alle die unsittlichen Taten des Zeus und Dionysius, der Aphrodite und der Artemis ins Feld geführt, um zu beweisen, wie minderwertig die griechische Volksreligion sei gegenüber dem Christentum. Das sind Waffen, die auch die späteren Apologeten bis zu Klemens Alexandrinus mit viel Spott und Sarkasmus geschwungen haben. Am allerschlimmsten kommen dann natürlich bei Aristides die Ägypter davon mit ihren Götterbildern aus Tiergestalten und ihrer Tierverehrung. Wie in uralten Zeiten alle diese alten Mythologien aus einem ganz anders gearteten, imaginativen Bewusstsein heraus entstanden sind und demgemäß auch ganz anders als mit dem intellektuellen, dem Verstandesbewusstsein, zu deuten wären, das wussten ja schon die spätgriechischen Philosophen nicht mehr, geschweige denn ihre Gegner im christlichen Lager. — Die Juden

⁵⁷ «Bibl. d. Kirchenväter», 12. Bd., Seite 25 ff.

werden von Aristides wegen ihres Monotheismus und ihrer Sittenstrenge schon höher geschätzt; aber Aristides fällt über ihre Gottesdienste das interessante Urteil:

«Indessen sind auch sie — die Juden — von der genauen Erkenntnis abgeirrt. Sie vermeinen zwar, in ihrem Sinne Gott zu verehren; aber durch die Art ihrer Handlungen gilt ihre Verehrung den Engeln und nicht Gott ...»⁵⁸(Apol. XIV).

Das ist ein Urteil, das trotz seiner Knappheit heute wieder in seiner Richtigkeit eingesehen werden kann. Das Alte Testament spricht noch nicht von dem Vatergott, der ersten Person der hl. Dreifaltigkeit. Die Elohim, die 7 Schöpfergeister des mosaischen Schöpfungsberichtes, sind die Exusiai, die vierte Engelstufe über dem Menschen (siehe die Tafel der neun Hierarchien Seite 16). Jahwe, der Gott Israels, ist einer von den 7 Elohim. — Die Christen dagegen stehen der Wahrheit am nächsten.

«Denn sie kennen Gott und glauben an ihn als den Schöpfer, und Werkmeister des Alls, durch den alles und von dem alles ist, der keinen andern Gott neben sich hat.»⁵⁹ (Apol. XV.)

Mit leuchtenden Farben zeichnet dann Aristides das hohe sittliche Leben der Christen, und diese erste Schilderung der moralischen Zustände in den christlichen Gemeinden hat mit Recht viel Aufmerksamkeit erweckt. Die Standesunterschiede sind in ihren Gemeinden praktisch aufgehoben, auch wenn sie in der Außenwelt noch weiter bestehen, denn die Christen nennen alle, Sklaven und Freie, Brüder.

«Und hören sie, dass einer von ihnen wegen des Namens ihres Christus gefangen oder bedrängt ist, so sorgen alle für seinen Bedarf und befreien ihn womöglich. Und ist unter ihnen irgendein Armer oder Dürftiger, und sie haben keinen überflüssigen Bedarf, so fasten sie zwei bis drei Tage, damit sie den Dürftigen ihren Bedarf an Nahrung decken.»⁶⁰(Apol. XV.)

(Sie geben nicht nur gerne von ihrem Überfluss, sie sparen sich am Munde ab, um dem noch ärmeren helfen zu können). Ja Aristides ist der Überzeugung, dass «nur durch das flehentliche Gebet der Christen die Welt noch fortbesteht». — «Sie bleiben ohnmächtig — und schützen die Welt.» Dieser Liedervers des frommen Arztes der Frankeschen Anstalten, Chr. Fr. Richter, fasst knapp zusammen, was Aristides und alle späteren Apologeten als ihre Überzeugung zum Ausdruck bringen.

«Und wenn ein Gerechter von ihnen aus der Welt scheidet, so freuen sie sich und danken Gott und geben seiner Leiche das Geleite, gleich als zöge er nur von einem Ort zum andern.»⁶¹ (Apol. XV.)

Aber diese erste christliche Verteidigungsschrift des Aristides ist nicht nur interessant durch das, was sie sagt, sondern auch in dem, was sie — verschweigt! Über die religiöse Überzeugung der Christen sagt Aristides nur allgemeine Worte wie die:

«Wahrhaft groß und wunderbar ist ihre Lehre für den, der sie betrachten und verstehen will, und wahrhaft neu ist dies Volk, und eine göttliche Mischung ist in ihm.»⁶²(Apol. XVI.)

⁵⁸ «Bibl. d. Kirchenväter», 12. Bd., Seite 25 ff.

⁵⁹ «Bibl. d. Kirchenväter», 12. Bd., Seite 25 ff.

⁶⁰ «Bibl. d. Kirchenväter», 12. Bd., Seite 25 ff.

⁶¹ «Bibl. d. Kirchenväter», 12. Bd., Seite 25 ff.

Das sind wohl Andeutungen von dem Radikal-Neuen, das durch Christus in die Welt gekommen ist, aber nicht mehr. Weiß Aristides nicht mehr davon? Doch, aber hier berühren wir die größte Schwierigkeit, der sich die urchristlichen Apologeten gegenübergestellt sahen. Sowohl die Sakramente als auch der übrige Inhalt der christlichen Glaubensüberzeugung wurden ja, wie uns schon die zweite dieser Betrachtungen gezeigt hat, streng geheim gehalten. Erst nach der Taufe wurden die Neuhinzukommenden zur Feier des Christumahles zugelassen. Erst dann wurden ihnen das Glaubensbekenntnis, das Vater Unser und andere wichtige Teile der christlichen Lehre mitgeteilt und erklärt. Das Christentum hatte noch über ein Jahrhundert lang nach seiner Begründung streng den Charakter einer geheim gehaltenen Mysterienreligion. Aristides hat nun, als er sich vor die Aufgabe gestellt sah, seine Glaubensüberzeugung den römischen Behörden gegenüber zu verteidigen, den Weg eingeschlagen, dass er zwar den erhabenen Gottesbegriff der Christen und ihren sittlich hohen Lebenswandel den Behörden schilderte, dass er sich aber über die eigentlichen christlichen Mysterien, die Sakramente, völlig ausschwig. Die Apologie des Aristides wahrt noch voll und ganz die Arkandisziplin des Urchristentums! Das war um das Jahr 140 herum. Vielleicht 10 Jahre später ist die zweite uns heute bekannte Verteidigungsschrift des Urchristentums von Justinus geschrieben worden, und diese geht nun schon wesentlich andere Wege.

Justinus, der bedeutendste dieser Apologeten des zweiten Jahrhunderts, wurde etwa um das Jahr 100 herum in dem damaligen Flavia Neapolis, dem ehemaligen Sichem in Samaria, als Sohn einer griechischen Familie geboren. Am Anfang seines Dialoges mit dem Juden Tryphon schildert er, wie er als junger Wahrheitssucher bei den damals bedeutenden griechischen Philosophen-Schulen das Licht der Erkenntnis zu finden hoffte. Denn auch Justinus dachte zeit seines Lebens sehr hoch über die Philosophie:

«Es ist in der Tat die Philosophie ein sehr großes Gut, das auch vor Gott sehr viel gilt, zu dem sie allein uns führt und mit dem sie allein uns verbindet, und wirklich heilig sind diejenigen, welche sich der Philosophie hingeben.»⁶³ (Dialog II, 1.)

Wir sehen, diese ersten literarischen Vertreter des Urchristentums der römischen Außenwelt gegenüber sind durchaus nicht der Anschauung, dass das Denken innerhalb des Christentums eine untergeordnete Rolle zu spielen habe!

Justinus erklärt dann aber, warum die «wahre Philosophie» zerspalten worden sei in die verschiedenen Richtungen und Philosophenschulen seiner Zeit, und wie er bei den hauptsächlichsten Schulen zuerst sein Heil gesucht habe:

«Auch ich hatte anfangs diesen Wunsch, mich einem dieser Männer anzuschließen, und wandte mich deshalb an einen Stoiker. Nachdem ich längere Zeit mit ihm verkehrt hatte, ohne meine Kenntnisse über Gott zu bereichern — er selbst kannte ihn nämlich nicht, noch hielt er das Wissen um ihn für notwendig —, wandte ich mich von diesem ab und ging zu einem andern Manne, einem sogenannten Peripatetiker (Nachfolger des Aristoteles), der sich für geistreich ansah. Dieser hatte nur die ersten Tage Geduld mit mir, dann verlangte er

⁶² «Bibl. d. Kirchenväter», 12. Bd., Seite 25 ff.

⁶³ «Bibl. d. Kirchenväter», 33. Bd., Seite 3 ff.

schon, ich solle die Bezahlung festsetzen, damit unser Verkehr nicht nutzlos wäre! Das war der Grund, warum ich auch ihn verließ, der nach meiner Ansicht überhaupt kein Philosoph war. Da ich aber immer noch begierig war, den wesentlichen Vorzug der Philosophie kennenzulernen, ging ich zu einem sehr berühmten Pythagoreer, einem Manne, der sich viel auf seine Weisheit einbildete. Als ich sodann mich mit ihm in der Absicht unterhielt, sein Hörer und Genosse zu werden, fragte er: Wie? Hast du dich mit Musik, Astronomie und Geometrie abgegeben? Oder glaubst du, etwas von dem, was zur Seligkeit beiträgt, zu schauen, ohne zuvor das gelernt zu haben, was die Seele vom Sinnlichen ablenken und für das Geistige empfänglich machen wird, so dass sie das Schöne selbst und das Gute selbst sieht? Nachdem er diesen Wissenschaften großes Lob gespendet und ihre Notwendigkeit betont hatte, schickte er mich weiter, weil ich ihm gestand, nichts davon zu wissen. Selbstverständlich ärgerte es mich nun, dass ich in meiner Hoffnung getäuscht war, umso mehr, da ich glaubte, er verstünde etwas. Ich achtete auf die Zeit, welche ich mit jenen Wissenschaften hätte verbringen müssen, und wollte mich deshalb nicht länger hinhalten lassen. — In meiner Ratlosigkeit entschloss ich mich, auch die Platoniker aufzusuchen; denn auch die hatten großen Ruf. Da sich nun erst seit kurzem in unserer Stadt ein Gelehrter aufhielt, der unter den Platonikern eine hervorragende Stellung einnahm, verkehrte ich so oft wie möglich mit ihm; auch machte ich große Fortschritte und vervollkommnete mich so viel wie möglich Tag für Tag. Sehr interessierte mich die Geistigkeit des Unkörperlichen, das Schauen der Ideen gab meinem Denken Flügel, in kurzer Zeit wähnte ich weise zu sein, und in meiner Beschränktheit hegte ich die Hoffnung, unmittelbar Gott zu schauen; denn dies ist das Ziel der Philosophie Platos.» (Man beachte die hohe Würdigung, die hier der geistige Weg Platons durch Justinus erfährt!) «In dieser Lage fasste ich einmal den Entschluss, völlige Ruhe zu genießen und der Menschen Pfad zu meiden, und so ging ich an einen Platz in der Nähe des Meeres. Als ich mich aber jenem Orte, wo ich für mich sein wollte, näherte, folgte mir in geringer Entfernung ein alter Mann von gewinnendem Äußerem und von mildem, ernstem Charakter. Ich wandte mich zu ihm um, blieb stehen und schaute ihn scharf an. „Kennst du mich?“ fragte er. Ich verneinte es. „Warum“, versetzte er, „schaust du mich so an?“ Ich antwortete: „Es fällt mir auf, dass du zufällig am gleichen Ort mit mir zusammentrifftst, denn ich erwartete, niemanden hier zu sehen.“»

Es entwickelt sich dann zwischen den beiden ein tiefes Gespräch, und diese «zufällige» Begegnung wird nun für Justinus entscheidend, denn dieser ehrwürdige Greis ist ein Christ. Er spricht zu Justinus von dem, der durch die Propheten und durch Jesus zur Menschheit gesprochen hat, und gibt ihm den Rat:

«Bete, dass dir die Tore des Lichtes geöffnet werden. Denn niemand kann schauen und verstehen, es sei denn, Gott und sein Christus gibt einem die Gnade des Verständnisses.»
«Nachdem der Greis dies und noch vieles andere ... gesagt hatte, ging er fort mit der Bitte, ich möchte seine Worte befolgen. Ich habe ihn nicht mehr gesehen. In meiner Seele aber fing es sofort an zu brennen, und es erfasste mich die Liebe zu den Propheten und jenen Männern, welche die Freunde Christi sind. Ich dachte bei mir über die Lehren des Mannes

nach und fand darin die allein verlässige und nutzbringende Philosophie.»⁶⁴ (Dialog mit Tryphon II—VIII.)

So schildert Justinus die entscheidende Wendung auf dem Pfade seines Gottsuchertums. Er wurde bald selber ein christlicher Wanderprediger, der aber auch als Christ den Philosophenmantel weiter trug. War er doch überzeugt, im Christentum die wahre Weisheit gefunden zu haben, der gegenüber die griechischen Philosophien nur Vorstufen bedeuteten. Er siedelte später von Ephesus, wo jene Begegnung mit dem christlichen Greise stattgefunden hatte, nach Rom über und verfasste — heute verlorene — Schriften gegen die Hellenen, über die Einheit Gottes, über den Psalter und über die Seele. Erhalten ist uns neben dem schon erwähnten Dialog mit dem Juden Tryphon vor allem seine Apologie, die er an den Kaiser Antonius Pius und den römischen Senat gerichtet hat.

In dieser bedeutendsten Verteidigungsschrift des zweiten Jahrhunderts wendet sich Justinus mit aller Schärfe dagegen, dass die Christen so oft nur ihres Namens wegen, ohne dass ihnen irgendwelche Verbrechen nachgewiesen werden können, zum Tode verurteilt werden! Justinus sagt, der Name «Christ» beweise ebenso wenig wie der Name «Philosoph» etwas für oder gegen den sittlichen Zustand seines Trägers.

«Daher fordern wir, dass man bei allen, die euch angezeigt werden, die Handlungen untersuche, damit der, welcher überführt wird, als Verbrecher bestraft werde; der aber, welcher als unschuldig erwiesen wird, freigelassen werde als ein Christ, der kein Unrecht tut.»⁶⁵ (I. Apolog. 7.)

Stattdessen aber lassen sich die römischen Behörden immer wieder von den bösen Dämonen verleiten, ihrem leidenschaftlichen Vorurteil gegen die Christen nachzugeben und sie abzuurteilen, nur weil sie Christen sind. In Wahrheit aber wären die Christen die treuesten Staatsbürger, die sich die römischen Behörden denken könnten: «Ihr habt in der ganzen Welt keine besseren Helfer und Verbündeten zur Aufrechterhaltung der Ordnung als uns.» Denn jeder Christ weiß, dass vor Gott keine böse Tat verborgen bleibt. Auch Justinus schildert dann in den leuchtendsten Farben die sittliche Reinheit der Christen inmitten der moralischen Verkommenheit seiner Zeit.

«Wir sind von vornherein entweder einzig zu dem Zwecke, Kinder aufzuziehen, eine Ehe eingegangen, oder wir haben auf das Heiraten verzichtet und bleiben völlig enthaltsam!» (I. Apolog. 29.)

Von Justinus wird nun das Christentum ganz konsequent als die Erfüllung der uralten Weissagungen angesehen, wie sie vor allem dem jüdischen Volke gegeben wurden. Der göttliche Logos, der vor aller Zeit gezeugte Sohn des Weltenvaters, wirkte schon vor der Erscheinung Christi im Fleische überall dort, wo die Menschen an der ewigen Wahrheit Anteil bekommen haben. Justinus hat die bekannten Sätze geprägt: «Was immer bei den vorchristlichen Denkern und Dichtern trefflich und schön gesagt ist, das gehört uns Christen an», d. h. das ist schon von Christus bewirkt, bevor das Christentum dann auf Erden Realität wurde. So kann Justinus sagen:

⁶⁴ «Bibi. d. Kirchenväter», 33. Bd., Seite 3 ff.

⁶⁵ «Bibi. d. Kirchenväter», 33. Bd., Seite 3 ff.

«Die, welche in Übereinstimmung mit dem Logos gelebt haben, sind Christen, wenn sie auch für gottlos gehalten wurden, wie bei den Griechen Sokrates, Heraklit und andere ihresgleichen, unter den Nichtgriechen Abraham ... Elias und viele andere ...» (Apol. 46.)

Dieser «Logos spermatikos» — wie der berühmte Ausdruck des Justinus lautet —, dieser keimartig in der vorchristlichen Zeit wirkende Logos hat auch die alttestamentlichen Propheten erleuchtet und ist ihnen erschienen. Der Gott des Alten Testamentes, dessen helfende Diener die 7 Elohim und insbesondere Jahwe waren, ist ja, wie wir schon wissen, für alle diese urchristlichen Weisen nicht der Vatergott, nicht die erste Person der Dreifaltigkeit, sondern der Sohn, eben der vorirdische Christus. So schreibt Justinus Sätze wie die:

«Um jene Zeit, als Moses den Befehl erhielt, nach Ägypten hinabzugehen und das dort weilende israelitische Volk hinauszuführen, näherte sich ihm, während er im Lande Arabien die Schafe seines mütterlichen Oheims weidete, unser Christus in Feuergestalt aus einem Dornbusch und sprach zu ihm: Lege deine Schuhe ab, komm näher und höre!»⁶⁶ (I. Apolog. 62.)

Das ist ja auch des Apostels Paulus Überzeugung, dass es der vorirdische Christus war, der das Volk, in dem er sich später inkarnieren wollte, schon durch die Wüste seiner palästinensischen Heimat entgegenführte, sie dabei wunderbar speiste und tränkte.

«Sie tranken aber von dem geistlichen Felsen, der mitfolgte, welcher war Christus.» (I. Korinther 10, 1 ff.)

Weil aber damals, zur Zeit des Moses, der Großteil des jüdischen Volkes Christus nicht erkannte, sondern immer wieder diesem seinem geistigen Führer untreu werden wollte, weil das Volk dann später seine Stimme nicht erkannte, als sie durch die Propheten zu ihm sprach, darum haben die Juden dann Christus auch nicht erkannt, als er im Fleische unter ihnen erschien und ihr Lehrer und Arzt sein wollte! Wir sehen, Justinus geht in seiner Apologie in der positiven Schilderung der christlichen Glaubensinhalte erheblich weiter als Aristides, der ja den Namen Christus noch kaum erwähnt hatte. Justinus spricht in dieser zweiten Verteidigungsschrift nicht nur von dem Logos spermatikos, dem keimhaft wirkenden vorirdischen Logos, er erwähnt dann auch die übernatürliche Geburt des Erlösers — natürlich als die Erfüllung der prophetischen Weissagung des Jesaja von der Jungfrau, die Mutter werden solle —, er schildert das Kreuzesleiden, die Verherrlichung und die Wiederkunft Christi in seiner Herrlichkeit. — Und Justinus lüftet nun in seiner Apologie auch schon ein wenig den Schleier der Arkandisziplin, indem er sowohl über die Taufe als auch über das Christumahl spricht. Seine hochbedeutsamen Schilderungen der Feiern des Christumahles zu seiner Zeit werden wir in der letzten dieser Betrachtungen zu besprechen haben, die die Entstehung und Geschichte der Eucharistie im Urchristentum schildern soll. Was Justinus über die Taufe den römischen Behörden mitgeteilt hat, soll hier im Wortlaute folgen, so wie er sie im 61. Kapitel seiner ersten Apologie schildert.

⁶⁶ «Bibi. d. Kirchenväter», 33. Bd., Seite 3 ff.

«Wie wir uns aber nach unserer Neuschaffung durch Christus Gott geweiht haben, wollen wir jetzt darlegen, damit wir nicht, wenn wir dieses übergehen, in unserer Ausführung eine Unredlichkeit zu begehen scheinen.»

Man spürt, es fällt Justinus schwer, über diese Geheimnisse zu sprechen. Am liebsten möchte auch er «dieses übergehen», wie es noch Aristides getan hat. Aber er fühlt sich der Wahrheit gegenüber verpflichtet, auch über diese eigentlichen christlichen Mysterien den Schleier etwas zu lüften, vor allem wohl, weil ja die üble Nachrede gerade über diese geheimen Zusammenkünfte der Christen die tollsten Verleumdungen ausgestreut hatte (siehe die vorige Betrachtung!). So fährt Justinus fort:

«Alle, die sich von der Wahrheit unserer Lehren und Aussagen überzeugen lassen, die glauben und versprechen, dass sie vermögen, ihr Leben darnach einzurichten, werden angeleitet, zu beten und unter Fasten Verzeihung ihrer früheren Vergehungen vor Gott zu erflehen. Auch wir beten und fasten mit ihnen. Dann werden sie von uns an einen Ort geführt, wo Wasser ist, und werden neu geboren in einer Art von Wiedergeburt, die wir auch selbst an uns erfahren haben; denn im Namen Gottes, des Vaters und Herrn aller Dinge, und im Namen unseres Heilandes Jesus Christus und des Heiligen Geistes nehmen wir alsdann im Wasser ein Bad. Christus sagte nämlich: Wenn ihr nicht wiedergeboren werdet, werdet ihr in das Himmelreich nicht eingehen ...»

Die Tauffeier findet an einem Ort statt, «wo Wasser ist», und sie wird äußerlich als «ein Bad» bezeichnet. Sie wurde also noch so vollzogen, wie die ältesten Bilder von der Jordantaufe sie darstellen; als ein völliges Untertauchen im Wasser. Diesem äußeren Vorgange entspricht aber eine innere Umwandlung, die Justinus nur zart andeutet als «neu geboren werden in einer Art von Wiedergeburt». Justinus schließt dann den Abschnitt mit den Worten:

«Es heißt aber dieses Bad Erleuchtung (griechisch: Photismos!), weil diejenigen, die das an sich erfahren, im Geiste erleuchtet werden. Aber auch im Namen Jesu Christi, des unter Pontius Pilatus Gekreuzigten, und im Namen des Heiligen Geistes, der durch die Propheten alles auf Jesus Bezügliche vorher verkündigt hat, wird der, welcher die Erleuchtung empfängt, abgewaschen.»⁶⁷

Wir haben schon früher geschildert, wie die Mysterien-Einweihung den Mysten hindurchführte durch die Katharsis, die Reinigung, zum Photismos, zur Erleuchtung der inneren Sinne für die geistig-göttliche Welt. Justinus kennt und preist die Taufe noch als den wahren Photismos, die geistige Erleuchtung, die in spätgriechischer Zeit so oft erstrebt und so wenig mehr erreicht wurde. Christus ist die Erfüllung der Sehnsucht der Besten auch aus den griechischen Mysterienkreisen!

Wir wissen nicht, welche Wirkung für die Sache des jungen Christentums die Apologie des Justinus ausgeübt hat. Das aber wissen wir, dass Justinus selber, wahrscheinlich infolge von Intrigen seines philosophischen Gegners, des Kynikers Kreszens, vor den römischen Präfekten der Hauptstadt geschleppt wurde. Gerade das, was er durch seine Apologie hatte abwenden wollen: dass die Christen nur wegen der Verweigerung des heidnischen Opfers verurteilt wurden, ohne dass man auf ihren Lebenswandel Rücksicht nahm, das widerfuhr

⁶⁷ «Bibi. d. Kirchenväter», 33. Bd., Seite 3 ff.

nun Justinus. Die Akten seines Martyriums sind uns erhalten geblieben. Der Präfekt will zuerst den Versammlungsort der Christen in Rom sich von Justinus verraten lassen. Dann verhört er die andern Mitangeklagten, die sich zum Teil als Schüler Justins bekennen. Dann spricht der Präfekt:

«Um es kurz zu machen, lasst uns an das Geschäft kommen, das vorliegt und Eile hat. Tretet also alle zusammen und opfert einmütigen Sinnes den Göttern. Justinus sprach: „Keiner, der gut gesinnt ist, fällt von der Frömmigkeit in die Gottlosigkeit.“ Der Präfekt Rustikus sprach: „Wenn ihr nicht gehorchet, so werdet ihr gemartert ohne Erbarmen.“ Justinus sprach: „Eben das ist unser Wunsch, um unseres Herrn Jesu Christi willen gemartert und so selig zu werden. Denn das wird uns Rettung und Zuversicht verschaffen vor dem schrecklichen, der ganzen Welt bevorstehenden Gericht unseres Herrn und Heilandes.“ Ebenso sprachen auch die übrigen Märtyrer: „Tue, was du vorhast! Denn wir sind Christen und opfern den Götzenbildern nicht.“ Der Präfekt Rustikus verkündete folgenden Spruch: „Die, welche nicht den Göttern haben opfern und des Kaisers Edikt Gehorsam leisten wollen, sollen gegeißelt und dann zur Hinrichtung abgeführt werden, wie es die Gesetze befehlen.“»⁶⁸

Solches Verhalten vieler Christen bei dem Verhör musste den römischen Richtern, wie es schon Plinius empfunden hatte, als Halsstarrigkeit, ja als rebellische Auflehnung vorkommen, weil sie noch nicht einsehen konnten, dass in den Angeklagten und ihren Richtern zwei Welten einander gegenüberstanden. So hat diese unbeugsame Hartnäckigkeit der Christen zunächst den staatlichen Druck nur verschärft. Aber schließlich haben jene, von denen Tertullian in seiner Apologie sagt: «Wir sind erst von gestern her und haben doch schon das ganze Reich durchdrungen», doch gesiegt. So hat sich das Blut der Märtyrer als das Samenkorn des Christentums erwiesen. Der betende, der leidende und der kämpfende Geist des Urchristentums hat gesiegt über alle Mächte, die ihm den Weg versperreten.

⁶⁸ Ludwig: «Quellenbuch der Kirchengeschichte», Seite 85.

Die Eucharistie - Ihre Geschichte und Bedeutung

Indem wir in den früheren Betrachtungen einige der leuchtenden Denkergestalten und manche in heroischer Glaubenskraft sich hinopfernde Märtyrerseelen schilderten, mussten wir immer wieder hinweisen auf ein verborgenes «heiliges Feuer», das in den urchristlichen Gemeinden brannte, an dem die großen Denker und Lehrer ihren Geist inspirierten, an dem die Märtyrer ihre Opferkraft entzündeten und immer von neuem stärkten. Dieses verborgene «heilige Feuer» brannte in den Feiern der urchristlichen Sakramente, vor allem der Eucharistie, des «Herrenmahles», wie der älteste Name lautet. Wie ein «geheimen Licht», von dem Glanz und Wärme ausstrahlt auf das ganze Leben jener ersten Christen, so erschien uns immer wieder diese Feier des Christumahles.

Wenn wir nun in dieser letzten Betrachtung den Versuch machen wollen, uns diesem innersten Geheimnis des Urchristentums zu nähern, dann ist uns dabei voll bewusst, dass es sich wirklich nur um einen Versuch handeln kann, den Schleier dieses Geheimnisses etwas zu lüften. Die Gründe, weshalb das so schwierig ist, wurden ja schon öfters gestreift: Das gesamte Urchristentum hat das Herrenmahl nur im engen Kreis der getauften Christen, hinter verschlossenen Türen gefeiert als ein «Mysterion», eine streng esoterische Feier, über deren Inhalt und Vollzug jedem Nicht-Getauften gegenüber absolutes Schweigen bewahrt wurde. Wir haben gesehen, wie die Christen der ersten drei Jahrhunderte selbst so absurde Vorwürfe wie den: sie schlachteten bei ihren Kultmahlen Kinder, um sie gemeinsam aufzuessen, in Kauf genommen haben, ohne von diesem Brauch der unbedingten Arkandisziplin abzuweichen.

Der in der 6. Betrachtung schon erwähnte römische Statthalter Plinius hat versucht, durch Folterung der angeklagten Christen hinter ihr Geheimnis zu kommen. Was hat er herausgebracht? Im mittleren Teil seines Briefes an den Kaiser Trajan, von dem wir den Anfang und den Schluss in der 6. Betrachtung schon kennengelernt haben, schreibt er darüber folgendes:

«Sie — die angeklagten Christen — versicherten, ihre ganze Schuld oder Irrtum habe darin bestanden, dass sie gewohnt gewesen seien, an einem bestimmten Tage vor Sonnenaufgang zusammenzukommen und Christus, als einem Gott, im Wechselgesang Lieder anzustimmen und sich durch einen Eid nicht zu irgendeinem Verbrechen zu verbinden, sondern dazu, dass sie keinen Diebstahl, keinen Raub, keinen Ehebruch begehen, ihr gegebenes Wort nicht brechen und anvertrautes Gut bei der Rückforderung nicht ableugnen wollten. Dornach seien sie gewohnt gewesen, auseinanderzugehen und wieder zusammenzukommen, um Speise zu genießen, jedoch gewöhnliche und unschuldige; aber auch dieses hätten sie nicht mehr getan seit meinem Erlass, in dem ich deinem Befehle gemäß «Helärien (geschlossene Verbindungen) verboten hatte. Umso mehr hielt ich es für notwendig, von zwei Mädchen, welche Diakonissen genannt wurden, die Wahrheit selbst mittels der Folter zu erfahren. Ich habe nichts anderes gefunden als einen verkehrten, maßlosen Aberglauben. Dabei habe ich die Untersuchung vertagt und wende mich nun an dich um Rat.»⁶⁹

⁶⁹ Rinn und Jüngst: «Kirchengesch. Lesebuch», Seite 9.

Soweit der Bericht des Plinius über das, was er sogar durch Anwendung der Folter an Diakonissinnen über das gottesdienstliche Leben der Christen herausgebracht habe. Wir sehen, es ist blutwenig. Diese Christen bekennen sich als Eid-Genossen. Aber ihr Eid verpflichtet sie nicht zu irgendwelchen verbrecherischen Zielen; er verpflichtet sie zu einem sittlich einwandfreien Lebenswandel. Und von ihren gemeinsamen Kultfeiern betonen diese Angeklagten ausdrücklich, dass sie dabei unschuldige Speise zu genießen pflegen. Diese Beteuerung richtet sich natürlich wieder gegen jene absurden Gräuelmärchen, die über sie bei hoch und niedrig geglaubt wurden. Weil Plinius trotz Anwendung schärfster Untersuchungsmethoden nicht klug wird aus dieser neuen Religionsgemeinschaft, wendet er sich an den Kaiser um Rat, wie er gegen sie vorgehen soll.

Wir haben schon in der vorigen Betrachtung auf die bedeutsame Tatsache hingewiesen, dass Aristides in der ersten und heute noch erhaltenen Verteidigungsschrift des Christentums den römischen Behörden gegenüber sich völlig ausschweigt über die Sakramente und ihren Vollzug in den urchristlichen Gemeinden. Besäßen wir heute nur seine Apologie, so könnten wir meinen, die Urchristen seines Zeitalters hätten überhaupt keine Sakramente gekannt und gefeiert. Diese Tatsache sollte uns davor behüten, aus der Nichterwähnung bestimmter Zustände in der urchristlichen Literatur auch schon auf ihr Nichtvorhandensein in den Gemeinden schließen zu wollen. Dass wir uns dabei schlimmen Trugschlüssen hingeben würden, das beweist uns die etwa 10 Jahre später entstandene Apologie Justins des Märtyrers. Wir haben schon in der 7. Betrachtung zu zeigen begonnen, dass diese zweite, für uns wichtigste Apologie gerade in der Behandlung der Sakramente ganz andere Wege geht als die des Aristides. Wir haben gesehen, wie Justin schweren Herzens es sich abringt, über Vollzug und Bedeutung der Taufe zu sprechen, «damit wir nicht, wenn wir dieses übergehen in unseren Ausführungen, eine Unredlichkeit zu begehen scheinen.» Nun seien auch seine Schilderungen der Feier der Eucharistie hier noch im Wortlaut mitgeteilt: Sie schließen sich an an das, was er über die Taufe geschildert hat.

«Wir aber führen nach diesem Bade den, der gläubig geworden und uns beigetreten ist, zu denen, die wir Brüder nennen, dorthin, wo sie versammelt sind, um gemeinschaftlich für uns, für den, der erleuchtet worden ist, und für alle andern auf der ganzen Welt inbrünstig zu beten, damit wir, nachdem wir die Wahrheit erkannt haben, gewürdigt werden, auch in Werken als tüchtige Mitglieder der Gemeinde und als Beobachter der Gebote erfunden zu werden und so die ewige Seligkeit zu erlangen. Haben wir das Gebet beendet, so begrüßen wir einander mit dem Kusse.»

Justinus schildert hier zunächst die Aufnahmefeier der Neugetauften in die christliche Gemeinde. Sie beginnt mit einem Fürbittgebet für die Neugetauften, die anwesenden Christen und alle Getauften auf der ganzen Erde, dass sie, ihrer «Erleuchtung» stets eingedenk, ihren ganzen Lebenswandel darnach einzurichten vermögen. Dann beginnt der zweite Teil des Gottesdienstes, die Opferung (griechisch: Anaphora, lateinisch: offertorium) mit dem Friedenskusse oder Bruderkusse. Wie die Schlussätze des Römer-, der beiden Korinther-, des 1. Thessalonicher- und des I. Petrusbriefs beweisen, geht diese Sitte des Bruderkusses, des «Kusses der Liebe», wie Petrus sagt, schon zurück in die allerersten Zeiten der Urapostel. In seiner V. Mystagogischen Katechese deutet Cyrill von Jerusalem diesen

Brauch, der in allen urchristlichen Gemeinden bestand, als ein äußeres Zeichen der Erfüllung der Worte Christi in der Bergpredigt:

«Wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst und wirst eingedenk, dass dein Bruder etwas wider dich habe, so lass allda vor dem Altar deine Gabe und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder, und alsdann komm und opfere deine Gabe.» (Math. 5, 23 f.)

Als eine Offenbarung der Versöhnlichkeit und des lebendigen Gemeinschaftsgeistes soll dieser Brauch geübt werden. — Die Feier der Eucharistie, die die Neugetauften nun zum ersten Male erleben, schildert Justinus mit folgenden Worten:

«Darauf werden dem Vorsteher der Brüder Brot und ein Becher mit Wasser und Wein gebracht. Der nimmt es und sendet Lob und Preis dem Allvater durch den Namen des Sohnes und des Heiligen Geistes empor und spricht eine lange Danksagung dafür, dass wir dieser Gaben von ihm gewürdigt worden sind. Ist er mit den Gebeten und mit der Danksagung zu Ende, so gibt das ganze Volk seine Zustimmung mit dem Worte: „Amen“. Dieses Amen bedeutet in der hebräischen Sprache so viel wie: Es geschehe! Nach der Danksagung des Vorstehers und der Zustimmung des ganzen Volkes teilen die, welche bei uns Diakonen heißen, jedem der Anwesenden von dem verdankten Brot, Wein und Wasser mit und bringen davon auch den Abwesenden. Diese Nahrung heißt bei uns Eucharistie. Niemand darf daran teilnehmen, als wer unsere Lehren für wahr hält, das Bad zur Nachlassung der Sünden und zur Wiedergeburt empfangen hat und nach den Weisungen Christi lebt. Denn nicht als gemeines Brot und als gemeinen Trank nehmen wir sie; sondern wie Jesus Christus, unser Erlöser, als er durch Gottes Logos Fleisch wurde, Fleisch und Blut um unseres Heiles willen angenommen hat, so sind wir belehrt worden, dass die durch ein Gebet um den Logos, der von ihm ausgeht, unter Danksagung geweihte Nahrung, mit der unser Fleisch und Blut durch Umwandlung genährt wird, Fleisch und Blut jenes fleischgewordenen Jesus sei. Denn die Apostel haben in den von ihnen stammenden Denkwürdigkeiten, welche Evangelien heißen, überliefert, es sei ihnen folgende Anweisung gegeben worden: Jesus habe Brot genommen, Dank gesagt und gesprochen: „Das tut zu meinem Gedächtnis, das ist mein Leib“, und ebenso habe er den Becher genommen, Dank gesagt und gesprochen: „Dieses ist mein Blut“, und er habe nur ihnen davon mitgeteilt. Auch diesen Brauch haben die bösen Dämonen in den Mithrasmysterien nachgeahmt und Anleitung dazu gegeben. Denn dass Brot und ein Becher Wassers bei den Weihen eines neuen Jüngers unter Hersagen bestimmter Sprüche hingesetzt werden (in der Mithras-Einweihung), das wißt ihr oder könnt es erfahren.»⁷⁰ (I. Apolog. Kap. 65 u. 66.)

Diese Schilderung Justins ist in mancher Beziehung interessant. Sie beweist uns, dass um die Mitte des 2. Jahrhunderts herum die Mischung von Wasser und Wein bei der Opferung eine Selbstverständlichkeit war. Auch im 8. Buche der Apostolischen Konstitutionen im 12. Kapitel, wo uns eine sehr alte urchristliche Abendmahlsliturgie überliefert ist, sowie im 63. Briefe Cyprians wird dieser Brauch vorausgesetzt. — Sodann wird in unmissverständlichen Worten zum Ausdruck gebracht — was wir ja bei der Betrachtung der Ignatiusbriefe schon gesehen haben —, dass den Urchristen die Eucharistie nicht nur ein Erinnerungsmahl an den

⁷⁰ «Bibi. d. Kirchenväter», Bd. 12, Seite 80 ff.

Tod auf Golgatha gewesen ist. Justin vertritt mit obigen Worten mit Entschiedenheit die Tatsache der Wandlung von Brot und Wein-Wasser in Leib und Blut Christi. Sodann berichtet uns Justin mit klaren Worten, dass die ganze Gemeinde die Kommunion in beiderlei Gestalt erhielt. Die Diakonen «teilen jedem der Anwesenden» von dem gesegneten Brot, Wein und Wasser mit. Auch die Sitte der Krankenkommunion kennt er schon.

In einer wohl noch älteren Quelle, in der «Lehre der 12 Apostel (Didache)», finden wir die Anweisung:

«Am Herren-Tage (am Sonntag!) sollt ihr zusammenkommen und das Brot brechen und danken, nachdem ihr dazu eure Übertretungen bekannt habt, damit euer Opfer rein sei.» (Didache 14.)

Das Herrenmahl wurde damals also schon jeden Sonntag gefeiert. — In seiner um 211 herum entstandenen Schrift: «Vom Kranz des Soldaten» schreibt Tertullian:

«Das Sakrament der Eucharistie, welches vom «Herrn zur Zeit des (Abend-) Essens und für alle anbefohlen wurde, empfangen wir in frühmorgendlichen Versammlungen und aus der Hand keines andern als der Vorsteher. Die Opfer für die Verstorbenen bringen wir an ihren Jahrestagen als ihren Geburtstagen dar. Am Sonntag halten wir es für unrecht, zu fasten oder auf den Knien zu beten. Ebendesselben Vorrechts erfreuen wir uns in der Zeit vom Ostertag bis Pfingsten.» (Später wurde diese Zeit deshalb «die 50 Tage der Freude» genannt!) «Auch erregt es uns Ängste, wenn etwas von dem uns eigentümlichen Kelch und Brot auf die Erde fällt.»⁷¹ (Kap. 3.)

Auch hier vertritt Tertullian ganz unmissverständlich die Überzeugung, dass Brot und Wein in dem rite und würdig gefeierten Christumahle nicht nur Brot und Wein bleiben, dass eine Wandlung mit ihnen geschieht! Den sonntäglichen eucharistischen Gottesdienst schildert Justin im 67. Kapitel seiner I. Apologie mit folgenden Worten:

«Wir aber erinnern in der Folgezeit einander immer hieran (an Taufe und erste Kommunion), helfen, wenn wir können, allen, die Mangel haben, und halten einträchtig zusammen. Bei allem aber, was wir zu uns nehmen, preisen wir den Schöpfer des Alls durch seinen Sohn Jesus Christus und durch den Heiligen Geist. An dem Tage, den man Sonntag nennt, findet eine Versammlung aller statt, die in Städten oder auf dem Lande wohnen; dabei werden die Denkwürdigkeiten der Apostel oder die Schriften der Propheten vorgelesen, solange es angeht. Hat der Vorleser aufgehört, so gibt der Vorsteher in einer Ansprache eine Ermahnung und Aufforderung zur Nachahmung all dieses Guten (es findet eine Predigt statt). Darauf erheben wir uns alle zusammen und senden Gebete empor. Und wie schon erwähnt wurde (Kap. 65), wenn wir mit dem Gebete zu Ende sind, werden Brot, Wein und Wasser herbeigeholt, der Vorsteher spricht Gebete und Danksagungen mit aller Kraft, und das Volk stimmt ein, indem es das „Amen“ sagt. Darauf findet die Ausspendung statt, jeder erhält seinen Teil von dem Konsekrierten; den Abwesenden aber wird er durch die Diakonen gebracht. Wer aber die Mittel und guten Willen hat, gibt nach seinem Ermessen, was er will, und das, was da zusammenkommt, wird bei dem Vorsteher hinterlegt; dieser kommt damit Waisen und Witwen zu Hilfe, solchen, die wegen Krankheit oder aus sonst einem Grunde

⁷¹ Ludwig: «Quellenbuch», Seite 146 f.

bedürftig sind, den Gefangenen und den Fremdlingen, die in der Gemeinde anwesend sind, kurz, er ist allen, die in der Stadt sind, ein Fürsorger. Am Sonntage aber halten wir alle gemeinsam die Zusammenkunft, weil er der erste Tag ist, an welchem Gott durch Umwandlung der Finsternis und des Urstoffes die Welt schuf»

(wir sehen hier wieder die schon bei Klemens Alexandrinus und Origenes geschilderte Anschauung, dass ein «Urstoff» schon vor der Erschaffung der jetzigen Schöpfung und eine «Finsternis», eine Weltennacht, vor Beginn des jetzigen Weitentages vorhanden war. Vgl. dazu auch I. Apol., Kap. 10, wo Justin ebenfalls von diesem ewigen, formlosen Urstoff der Schöpfung spricht; von dem, was wir nennen: den ätherischen Urzustand alles Weltenwerdens)

«und weil Jesus Christus, unser Erlöser, an diesem Tage von den Toten auferstanden ist. Denn an dem Tage vor dein Saturnustage kreuzigte man ihn, und am Tage nach dem Saturnustage, das heißt, am Sonntag, erschien er seinen Aposteln und Jüngern und lehrte sie das, was wir zur Erwägung auch euch vorgelegt haben.»⁷²

Deutlich sehen wir bei dieser ältesten, ausführlichen Schilderung des sonntäglichen Gottesdienstes der Urchristen die 4 Stufen der heiligen Handlung: zuerst die Schriftverlesung mit der Predigt, das Evangelium ; dann die Anaphora, die Opferung von Brot, Wein und Wasser mit langen Gebeten der Danksagung und Fürbitte (von diesem Teil, der jubelnden Danksagung griechisch: Eucharistia, hat die ganze Feier den Namen Eucharistie erhalten), dann die Bitte um die Wandlung von Brot und Wein und schließlich die Kommunion der geweihten Gaben in beiderlei Gestalt.

Ein gewisses Licht auf die sakramentalen Gebräuche der ersten zwei Jahrhunderte nach dem Ereignis von Golgatha werfen auch die vielen Angaben und Bemerkungen, die wir den Schriften von Clemens Alexandrinus und Origenes entnehmen können. Theodor Schermann hat sie im VI. Band der «Studien zur Geschichte und Kultur des Altertumes» zusammengestellt und untersucht. Darnach gab es zur Zeit des Klemens und Origenes auch in Alexandrien schon eine aus früherer Zeit stammende reiche liturgische Tradition für den sonntäglichen Gemeindegottesdienst. Dieser bestand ebenfalls in seinem ersten Teil aus Schriftverlesung aus dem Alten und Neuen Testamente und der Predigt. Dann wurden die Nichtgetauften, die Proselyten und Katechumenen mit einem Segensgruße entlassen. Nun begann die Gläubigenmesse mit Friedenskuss, Darreichung der Opfergaben. Es folgte das große eucharistische Dankgebet für Schöpfung und Erlösung. Der dritte Teil der Liturgie begann dann mit dem großen Fürbittgebet und den Einsetzungsworten des Abendmahles. Dann folgten die Bittgebete und die Wandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Christi, wobei schon damals ein Teil des Weihebrotes mit dem Wein vereinigt wurde. Den Übergang vom dritten zum vierten Geschehen bildete fast überall das Gebet des Vater Unsers. Die Kommunion der Gemeinde, bei der die Gläubigen an den Altar herantraten, begann mit dem Ruf des Zelebrierenden: «Das Heilige den Heiligen» Dann empfingen die Gläubigen Brot und Wein, die Gaben, die dem würdigen Empfänger Anteil gaben an der Aphtharsia, an der Unsterblichkeit des erhöhten Christus. Aber immer wieder betonen Klemens und Origenes, dass der Genuss des «mystischen Leibes Christi» nur dann zum Guten wirke, wenn das

⁷² «Bibi. d. Kirchenväter», Bd. 12, Seite 80 ff.

Gewissen des Genießenden rein und sein Herz wohlzubereitet sei. Als dann nach dem Jahre 320 das Christentum aus den Katakomben emporstieg und mehr und mehr Staatsreligion wurde, da begann es langsam den Schleier zu lüften, der drei Jahrhunderte lang seine «Mysterien» verhüllt hatte. Und da sehen wir nun überall: im Osten, im Westen und im Süden reich ausgebildete sakramentale Kultfeiern, innerhalb deren das Christumahl gefeiert wird. Da wird auch im Westen, von Ambrosius, dem berühmten Bischof von Mailand, schon von der Räucherung des Altares gesprochen. Im Osten lässt sich diese Sitte schon früher bezeugen.⁷³

Wenn wir nun diese historischen Streiflichter auf die Geschichte der Eucharistie im Urchristentum überblicken, dann stehen wir vor einem der größten geschichtlichen Rätsel, von dem der Verfasser gestehen muss, dass es ihn vom Beginn seines theologischen Studiums an aufs intensivste beschäftigt hat, das zunächst nur um so brennender und quälender wurde, je mehr die literarischen und künstlerischen Quellen des Urchristentums sich ihm erschlossen. Es ist das Rätsel: Wie ist aus dem Impuls, den Christus in jener letzten Nacht, da er mit seinen Aposteln im Erdenleibe zusammen war, durch die Einsetzung des Abendmahles der Welt geschenkt hat, das vierstufige sakramentale Geschehen der Eucharistie entstanden, das schon ungefähr 100 Jahre nach der Einsetzung des Abendmahles sich in den urchristlichen Gemeinden historisch nachweisen lässt, das aber bestimmt noch viel näher an das Ereignis von Golgatha herangerückt werden müsste, wenn wir für die ersten Jahrzehnte der urchristlichen Geschichte die genügenden historischen Unterlagen besäßen. Die urchristlichen Gemeinden des ersten Jahrhunderts kommen uns vor wie ein verborgener Mutterschoß, in dem ein heiliges Wesen, wohlbehütet vor den Blicken der neugierigen Außenwelt, still heranreift, bis es dann schließlich so stark entwickelt und so reich ausgestaltet ist, dass seine Existenz der Außenwelt nicht mehr verheimlicht werden kann. Und es erhebt vor uns nun die brennende Frage: Ist das reichentwickelte Wesen, das dann schließlich nach mehr als drei Jahrhunderten den Augen der Außenwelt sich zu enthüllen beginnt, wirklich die Pflanze, die Christus in jener letzten Nacht seines Erdenwandels in die Erdenwelt hineingepflanzt hat, oder ist jenem ersten Keimling ein ihm artfremdes Reis aufgepfropft worden, das dann ganz andere Früchte gebracht hat, als Christus mit seiner Pflanzung gewollt hatte? Die protestantische Kirche, zumal in ihrer zwinglianischen Prägung, behauptet das zweite. Sie hält dafür, durch die Entwicklung des Abendmahles zur urchristlichen Eucharistie sei der Pflanze, die Christus am Gründonnerstag in die Herzen der Apostel hineingesät habe, ein artfremdes Reis aufgepfropft worden, von dem das christliche Leben wieder habe befreit werden müssen.

Wir haben mit Absicht für dies geheimnisvolle Werden des urchristlichen Altarsakramentes, der Eucharistie, das Bild gebraucht vom Samenkorn, das zur Pflanze heranwächst. Das nackte Samenkorn und die Pflanze, die daraus hervorgeht, wie verschieden erscheinen sie dem irdischen, nur die stofflichen Prozesse überblickenden Auge! Und doch sind sie ein und dasselbe Gebilde in verschiedenen Wachstumsstadien. Nur wenn wir deshalb von dem starren, statischen Denken der bisherigen Geschichtswissenschaft zu einer organischen

⁷³ Cf. Hans Lietzmann: «Messe und Herrenmahl, eine Studie zur Geschichte der Liturgie», Bonn 1926, Seite 86 ff.

Geschichtsbetrachtung übergehen, werden wir dies größte Rätsel des Urchristentums zu verstehen vermögen. Dann sehen wir ein: Was Christus in der Gründonnerstag-Nacht den Aposteln gegeben hat durch die Einsetzung des Abendmahles, das war wirklich ein Samenkorn, das auch ersterben musste, wenn es Frucht bringen sollte. Es ist mit hineingezogen worden in das kosmisch-göttliche Stirb und Werde, das dann von Karfreitag bis zum Ostermorgen sich vollzog. Schon am Ostertage ist deshalb das Samenkorn des Abendmahles etwas Neues geworden unter den pflegenden Händen des Auferstandenen, des göttlichen Gärtners eines neuen Erde-Werdens. Christus hat ja nicht nur am Gründonnerstagabend die Aussaat, die «Grablegung der Eucharistie», vollzogen, er hat auch ihr Offenbarwerden als entwickelte Pflanze selber den Jüngern gezeigt. Er hat jenen zwei Emmaus-Wanderern abermals das Mahl bereitet; und «im Brotbrechen» erkannten sie den unbekanntes Dritten als den auferstandenen Herrn. So hat er dann den Jüngern in Jerusalem immer wieder zwischen Ostern und Himmelfahrt «das Mahl bereitet», und in jener Zeit zwischen Ostern und Himmelfahrt hat der auferstandene Christus erst in den Jüngern den Grund dafür zubereitet, dass sie dann an seiner Stelle vom Pfingsttage an den Dienst des Lebens an der todverfallenen Menschheit beginnen durften, immer nur in seiner Kraft und Allgegenwart! Das ist die Lösung dieses brennendsten und quälendsten Rätsels des Urchristentums, die wir Rudolf Steiners Geistesforschung verdanken. Er hat sie z. B. in seinem Haager Vortrag vom 13. April 1922 uns mitgeteilt. Da schildert er, wie «der durch den Tod gegangene Christus», der Auferstandene, seine intimsten Jünger belehrte über die Geheimnisse des sakramentalen Mahles.

«Und in den vier ersten christlichen Jahrhunderten war dieses Wissen in einer gewissen Weise noch lebendig. Dann verknöcherte es in der römisch-katholischen Kirche, indem diese zwar das Messopfer beibehielt, aber keine Interpretation mehr dafür hat. Das Messopfer, so gedacht als Fortsetzung des Abendmahles, wie das Abendmahl in der Bibel geschildert ist, das gibt natürlich keinen Sinn, wenn man nicht erst einen Sinn hineininterpretiert. Dass gerade das Messopfer mit seinem wunderbaren Kultus, seiner Nachahmung der vier Mysterien-Kapitel, eingesetzt worden ist, das geht eben durchaus auf das zurück, dass der auferstandene Christus auch der Lehrer war derjenigen, die diese Lehren in einem höheren esoterischen Sinn empfangen konnten ...»⁷⁴

Lic. Bock hat diese Worte Rudolf Steiners in seinem Buche: «Urchristentum I. Cäsaren und Apostel» abgedruckt und fügt ihnen die Bemerkung bei:

«In den östlichen Kirchen des Christentums wird übereinstimmend und eindeutig gelehrt, dass der Auferstandene das Sakrament zwischen Ostern und Pfingsten eingesetzt hat. Dass z. B. die Thomaschristen des indischen Orients diese Anschauung teilen, wird jüngst durch Alfred Heidenreich bestätigt, der es in einem Gespräch mit einem Bischof dieser aus der Zeit des Urchristentums erhalten gebliebenen Sekte erfuhr.» (Siehe Bericht über die Weltkirchenkonferenz August 1937 in Edinburgh. «Die Christengemeinschaft» XIV, 7.⁷⁵)

⁷⁴ Rud. Steiner: «Die Lehren des Auferstandenen» (Privatdruck), Seite 16 f.

⁷⁵ Lic. Bock: «Cäsaren und Apostel», Seite 249. Das ganze Buch ist grundlegend für unsere Probleme!

Wenn wir die oben zitierten Worte Rudolf Steiners genau lesen, dann enthüllen sie uns nicht nur, wie der Auferstandene den Inhalt der urchristlichen eucharistischen Feier inauguriert und fort und fort weiter gespendet hat, dann verraten sie uns auch, woher das Gefäß stammt, in das ihr Inhalt hineingegossen wurde. «Das Messopfer mit seinem wunderbaren Kultus, seiner Nachahmung der vier Mysterien- Kapitel.» Was ist damit gemeint? In der siebenten Betrachtung skizzierten wir die Anschauung des Justinus Martyr vom «Logos spermatikos», von dem «samenkornhaft» wirkenden vorirdischen Christus, der überall dort spürbar sei, wo vor der Zeitenwende Großes und Wahres entstanden sei. Die ersten Christen waren nun überzeugt, dass in den antiken Mysterienkulten der vorirdische Christus, der Logos spermatikos, am klarsten und reinsten sich geoffenbart habe, dass der, der dann selber auf dem Schauplatz der irdischen Geschichte durch Tod und Auferstehung hindurchzuschreiten im Begriffe war, alle die alten Eingeweihten durch ihr «Stirb und Werde» hindurchgeführt hatte.⁷⁶ Sie wussten, derselbe, der sich uns immer wieder schenkt in Brot und Wein, der hat seit den Zeiten der Uroffenbarung in den verborgenen Mysterienstätten durch den vierstufigen Weg die Menschen die Pforte der Einweihung finden lassen. Deshalb waren sich die Urchristen bewusst: wir wählen nicht eine fremde Form für den neuen Inhalt, den uns der Auferstandene immer wieder schenkt, wenn wir durch den vierstufigen Weg der Mysterien uns vorbereiten zu seinem würdigen Empfang. Nein, es ist der Weg, auf dem durch alle Zeiten hinab der Schöpfer des Alls gesucht und einst weitgehend gefunden wurde.

Wie exakt wahr und richtig das ist, das hat uns die in allem Weltgeschehen waltende Vorsehung erst vor wenigen Jahrzehnten wieder enthüllt. Noch Jakob Burckhardt, der hervorragende Kenner des Altertums, hat einmal behauptet, wir werden nie wissen, was in den antiken Mysterien wirklich geschah, weil da die Arkandisziplin so streng gehandhabt wurde, dass jeder, der Mysteriengeheimnisse verriet, dies unweigerlich mit dem Tode büßen musste.⁷⁷ Aber durch das Mittel der Vesuv-Asche hat uns nun die Vorsehung den Schleier der Mysterien doch ein wenig gelüftet. Im Jahre 1909 fand der Besitzer des Hotel Suisse in Pompeji, der Schweizer A. Iten, außerhalb der damaligen Stadt Pompeji die zuerst nach ihm benannte Villa Iten, heute Villa dei Misteri Dionisiaci genannt. In einem Prunksaal wurde ein siebzehn Meter langer Bilderzyklus gefunden, der — meist sehr gut erhalten — von einem bedeutenden Künstler in acht Gruppenbildern die Stufen der dionysischen Einweihung in der verschwiegenen Sprache der Kunst vor uns enthüllt. Vittorio Macchioro, der im Verlag Richter & Co., Neapel, den ganzen Bilderzyklus veröffentlicht hat, sagt von dieser alten Einweihungsstätte:

«So erlaubt uns diese orphische Basilika, die einst der geheime Zusammenkunftsort der Eingeweihten war, zum ersten Mal in das Geheimnis des griechischen Mysteriums einzudringen, das so zum ersten Mal verletzt wurdet!»

⁷⁶ Siehe dazu das grundlegende Werk von Rud. Steiner: «Das Christentum als mystische Tatsache und die Mysterien des Altertums». Philos.-anthropos. Verlag, Dornach.

⁷⁷ Siehe dazu nun auch das eben erschienene Werk von Thassilo v. Scheffer: «Hellenische Mysterien und Orakel». Verlag Spemann, Stuttgart.

Eine erste Szene dieser «orphisch-dionysischen Liturgie» zeigt uns eine vorbereitende Schmuck- oder Einkleidungsszene. Eine weibliche Gestalt schmückt sich vor einem Spiegel, während die die Einweihung leitende Priesterin die Szene aufmerksam überwacht. Eine erste Stufe der Selbsterkenntnis wird von dieser «mystischen Braut», der Katechumenin, durchgemacht.

Die zweite Szene möchten wir die Evangelienlesung nennen. Die Einzuweihende wird vor einen Jüngling geführt, «der durch hohe dionysische Stiefel als Priester gekennzeichnet ist». Er liest der Einzuweihenden aus einer Schriftrolle Worte oder Gesetze vor, während wieder eine Priesterin die Szene aufmerksam überwacht. Die Stufe der Belehrung, der Mitteilung von Verhaltensmaßregeln, wird durchgemacht. Die dritte Szene ist ganz deutlich eine Opferszene. Macchioro nennt sie die «Agape». Die Einzuweihende bringt eine Schüssel mit Opfern herbei. Die Priesterin rüstet sich nun selber zur heiligen Handlung. Von links bringt ihr eine Helferin eine Schüssel. Die Priesterin lüftet den Schleier, der das Kultsymbol, den Phallos, bisher zugedeckt hat. Eine andere Helferin trägt in einem Krüge Wasser herbei und gießt es der Priesterin über die rechte Hand. In der christlichen Liturgie finden wir hier die Enthüllung des Kelches und die Handwaschung als Vorbereitung der Anaphora, der Opferung. Cyrill von Jerusalem sagt von ihr in seiner V. mystagogischen Katechese: «Die Handwaschung ist ein Symbol, dass ihr von allen Sünden und Ungerechtigkeiten rein sein sollt.»⁷⁸

Die vierte Szene ist auf den ersten Blick die merkwürdigste. Verschwunden ist mit einem Mal die Einzuweihende, verschwunden auch die Priesterin der vorigen Bilder. Wir befinden uns gleichsam auf einer anderen Ebene. Da sehen wir zwei Zicklein. Das eine lauscht einem alten Silen, der wie in Verückung die Leier schlägt. Das andere Zicklein empfängt von einer weiblichen Gestalt die Brust dargereicht und trinkt daraus, während ein Satyr daneben die Flöte spielt. In Sybaris hat man den Eingeweihten, die dort begraben wurden, goldene Täfelchen mit ins Grab gegeben mit der Inschrift: «Ich Zicklein habe die Milch getrunken.» Das erklärt uns diese Szene. Die einzuweihende Seele, nun im Bilde des Zickleins gezeichnet, empfängt die mystische Speise. Es ist die Stufe der Kommunion, die hier dargestellt wird. — Die vier letzten Szenen, die wir hier nicht mehr ausführlich besprechen können, schildern dann die höheren Stufen der Einweihung, eine Art Wiederholung der vier ersten Stufen auf höherer Oktave: zuerst eine Stufe der höheren Selbsterkenntnis (die Schreck-Szene), dann die mystische Hochzeit (Dionysos im Schoß der Kore), dann nochmals eine furchtbare Passionsszene (die Geißelung) und der jubelnde Schlussakkord der Erreichung des Weihezieles, die Auferstehung nennt sie Macchioro, und er sagt dazu:

«Nachdem die Einzuweihende — mit Dionysos-Zagreus den Tod erlitten hat, wird sie mit Zagreus auch wiedergeboren...Ein Mensch ist Gott geworden.»

Wundern wir uns da noch, dass Justinus Martyr in seiner I. Apologie von den Weißen der Mithrasmysterien, die ja in andern Bildern ähnliche Wege führten⁷⁹, sagt, sie seien «Nachahmung» des heiligen Geschehens der Eucharistie (vergleiche oben Seite 183).

⁷⁸ «Bibl. d. Kirchenväter», Bd. 41, Seite 382.

⁷⁹ Vgl. dazu des Verfassers Abhandlung: «Brot und Wein im Wandel der Religionsgeschichte». (Selbstverlag.)

Klemens von Alexandrien aber bringt am Schlusse seiner «Mahnrede an die Heiden» (Kap. XII, 119 ff.) die christlichen Mysterien in Bildern, die dem heidnischen Mysten «vertraut sind», die aber die Erfüllung bringen von alledem, was in den Dionysos-Mysterien als eine Vorstufe und Verheißung nur gelebt hatte und gegen die Zeitenwende hin mehr und mehr in Verfall und Entartung geraten war. Er sagt:

«Komm du Betörter, nicht auf den Thyrsos gestützt (der Bakchosstab mit dem Fichtenzapfen und Weinlaub, das Symbol des Dionysos), nicht mit Efeu bekränzt. Wirf weg die Stirnbinde, wirf weg das Hirschfell, werde wieder nüchtern! Ich will dir den Logos und die Mysterien des Logos zeigen und sie dir mit den Bildern erklären, die dir vertraut sind. Hier ist der von Gott geliebte Berg, nicht wie der Kithairon der Schauplatz von Tragödien, sondern den Dramen der Wahrheit geweiht, ein nüchterner Berg, beschattet von heiligen Wäldern; und auf ihm schwärmen nicht die Schwestern der vom „Blitz getroffenen“ Semele umher, die Mainachen, die in die unheilige Fleischverteilung eingeweiht werden, sondern die Töchter Gottes, die schönen Lämmer, die die heiligen Weißen des Logos verkünden und einen nüchternen Chorreigen versammeln. Den Chorreigen bilden die Gerechten; das Lied, das sie singen, ist der Preis des Königs der Welt. Die Mädchen schlagen die Saiten der Leier, Engel verkünden den Ruhm, Propheten reden, Klang von Musik erschallt; in raschem Laufe schließen sie sich dem Festzuge an; es eilen die Berufenen, voll Sehnsucht, den Vater zu empfangen. Komm auch du, Greis, zu mir! (Gemeint ist der blinde Seher Teiresias), verlasse Theben und wirf Wahrsagekunst und Bakchosdienst von dir und lass dich zur Wahrheit führen! Siehe, ich reiche dir das Holz (des Kreuzes), dich darauf zu stützen. Eile, Teiresias, komme zum Glauben! Du wirst sehend werden. Christus, durch den die Augen der Blinden wieder sehen, leuchtet auf, heller als die Sonne. Die Nacht wird von dir weichen, das Feuer sich vor dir fürchten, der Tod von dir scheiden. Den Himmel wirst du schauen, Greis, der du Theben nicht sehen kannst. —

«O wie wahrhaft heilig sind die Mysterien, o wie lauter das Licht! Von Fackellicht werde ich umleuchtet, damit ich den Himmel und Gott schauen kann; ich werde heilig dadurch, dass ich in die Mysterien eingeweiht werde. Der Herr leitet die Einweihung (hieromantai ho kyrios heißt es im Griechischen) und drückt dem Eingeweihten durch die Erleuchtung sein Siegel auf und übergibt den, der gläubig geworden ist, der Fürsorge des Vaters, damit er für die Ewigkeit bewahrt werde. Dies sind die Bakchosfeste meiner Mysterien, wenn du willst, so lasse auch du dich einweihen! Und mit den Engeln wirst du den Reigen um den umgeschaffenen und unvergänglichen und wahrhaft einzigen Gott tanzen, wobei der Logos Gottes in unsere Loblieder miteinstimmt. Dieser ewige Jesus, der eine Hohepriester des einen Gottes, der zugleich auch Vater ist, bittet für die Menschen und ruft ihnen zu: „Höret es, unzählige Scharen!“, vielmehr ihr Menschen alle, soweit ihr verständig seid, Barbaren sowohl als Griechen; das ganze Geschlecht der Menschen rufe ich, deren Schöpfer ich bin durch den Willen des Vaters. Kommet zu mir, damit ihr unter einen Gott und den einen Logos Gottes eingeordnet werdet, und habt nicht nur vor den unvernünftigen Tieren etwas voraus durch eure Vernunft; vielmehr von allen Sterblichen gewähre ich es euch allein, die Frucht der Unsterblichkeit zu genießen. Denn ich will, ja ich will euch auch dieser Gnade teilhaftig machen und euch die Vollendung der Wohltat schenken, die Unvergänglichkeit; und den Logos schenke ich euch, die Erkenntnis Gottes, völlig schenke ich euch mich selbst.

Dies bin ich, dies will Gott, dies ist der Einklang, dies die Harmonie des Vaters, dies ist der Sohn, dies Christus, dies der Logos Gottes, der Arm des Herrn, die Gewalt über alle Dinge, der Wille des Vaters. Ihr, die ihr zwar von alters her Abbilder, aber nicht lauter ähnliche seid, ich will euch in Übereinstimmung mit dem Urbild bringen, auf dass ihr mir auch ähnlich werdet. Ich will euch mit dem Öle des Glaubens salben, wodurch ihr von der Vergänglichkeit frei werdet, und will euch unverhüllt die Gestalt der Gerechtigkeit zeigen, in der ihr zu Gott emporsteigt.»⁸⁰

Dies Zeugnis des Klemens Alexandrinus, von dem ja manche annehmen, dass er einst selber ein griechischer Eingeweihter war, mag am Schlusse dieser acht Betrachtungen stehen. Mit jubelnder Stimme ruft er den Griechen zu: In Christus ist uns geschenkt die Erfüllung aller alten Mysteriensehnsucht und Mysterienhoffnung. Die christlichen Sakramente sind das offene Tor, das das entstellte Ebenbild Gottes wiederum emporfährt zu den göttlichen Quellen seines Lebens, das den Menschen seine Gottesebenbildlichkeit langsam wieder finden lässt. Der Weg zum Baume des Lebens ist wieder freigegeben durch Christus. Unvergänglichkeit ist das Weiheziel, das allen winkt, die diesen Weiheweg zu gehen gewillt sind.

Das Christentum unserer Tage liegt in schweren Nöten und Schmerzen. Es sind die Geburtswehen eines neuen, lichterem Zeitalters der Geist-Erkenntnis, der Gott-Verbundenheit. Wenn es uns gelingt, einem Christentum wahrer Gnosis, wie Dionysius Areopagita, Klemens, Origenes sie gelehrt haben; einem Christentum glühender Opfergesinnung, wie Ignatius, Polykarp und unzählige andere urchristliche Märtyrer sie bewiesen haben, und einem Christentum sakramentaler Lebensgemeinschaft mit dem auferstandenen Christus, wie Ignatius von Antiochia, Justinus Martyr und alle «am heiligen Feuer der Eucharistie» sich versammelnden Urchristen sie erlebt haben, den Weg zu bahnen, dann wird der Geist des Urchristentums neu über der Menschheit zu weben beginnen!

⁸⁰ «Bibl. d. Kirchenväter», Bd. 7 N.R., Seite 195 ff.

Literaturverzeichnis

- Edgar Hennecke: Neutestamentliche Apokryphen. Verlag Mohr, Tübingen 1924.
- Rinn und Jüngst: Kirchengeschichtl. Lesebuch, große Ausgabe, Tübingen 1915.
- Rinn und Jüngst: Dogmengeschichtliches Lesebuch. Mohr, Tübingen 1914.
- D. A. Ludwig: Quellenbuch zur Kirchengeschichte. Verlag Richter, Davos 1898.
- Friedrich Loofs: Leitfaden zum Studium der Dogmengeschichte. Halle a. S. 1890.
- Klemens von Alexandrien: Die Teppiche, Übersetzung von Franz Overbeck. Benno Schwabe, Verlag, Basel 1936.
- Bibliothek der Kirchenväter, I. und II. Reihe, Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet, Prof. Dr. J. Zellinger usw. Die einzelnen Bände sind zitiert nach der Nummer der Reihenfolge des Erscheinens.
- Die Werke Rudolf Steiners sind erschienen im Philos.-anthroposophischen Verlag, Dornach.
- Lic. E. Bock: Die Katakomben, Beiträge zur Geistesgeschichte der Menschheit, Bd. I—V. Alle im Verlag Urachhaus, Stuttgart.
- Prof. Dr. Hermann Beckh: Aus der Welt der Mysterien. Geering, Verlag, Basel.
- Prof. Dr. Hermann Beckh: Der kosmische Rhythmus im Markus- und im Johannesevangelium. Geering, Verlag, Basel.
-